



WESTFALENHÜTTE



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE

MÄRZ 1957

POSTVERLAGSORT DORTMUND



Unsere Bilder:

Titelbild:
Teilansicht unserer Hütte
Nebstehend:
Stahlarbeiter

Aus dem Inhalt:

Abstand — ja oder nein?
Auf dem Wege zur europäischen
Einheit
Die Industrialisierung des
Arbeitsbildes
Das ist die Europäische Gemeinschaft
Keine Angst vor der Automation
Betriebsratswahl
Werk in der Dämmerung
Macht Vorschläge
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Arbeitsschutz kennt keine Grenzen
Das Angebot
„Wer macht mit?“
Das ist „Ihre“ Meinung
Das ist meine Meinung
„Histörchen“ aus Dortmunds
Umgebung
Das ist mein Hobby
Der Hundenarr
Die Ems — ein Fluß der Zukunft
Das Rätsel
Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 18 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Abstand — ja oder nein?

Eigentlich fing es schon in der Schule an. Der Mathematiklehrer sagte: „Nicht Hals über Kopf an die Aufgabe herangehen, sondern erst einmal in Ruhe überlegen! Einen klaren Kopf behalten, Abstand bewahren! Dann geht es gleich noch mal so gut. Merkt es euch für euer Leben!“ Und der Turnlehrer sagte: „Nicht erst lange überlegen, sondern mutig an das Hindernis heran! Wer sich Schwierigkeiten immer erst vorsichtig von weitem ansieht, ist kein ganzer Kerl. Nehmt das mit auf euren Lebensweg!“

Später waren es nicht mehr der Mathematik- und der Turnlehrer, sondern der Lehrmeister, der Chef, die Kollegen, der Feldwebel, der Kompanieführer, die Ehefrau, die lieben Verwandten. Der eine sagte: „Distanz bewahren, Abstand halten — sonst verlieren Sie zu leicht den Kopf und die Übersicht!“ Und der andere: „Seien Sie nicht immer so distanziert! Wer seine Aufgabe hundertprozentig erfüllen will, muß sich auch hundertprozentig einsetzen!“ So oder ähnlich. Und alle sagten sie es im Brustton der tiefsten Überzeugung...

Besonders dieser Brustton ist es, der die Sache so schwierig macht. Wäre er nicht da, so könnte man sich doch immerhin noch damit trösten, daß die vielen lieben guten Ratgeber es vielleicht mit ihren Tips nicht so ernst meinen. Aber leider — sie meinen es vollkommen ernst! Es ist ihre Konfession. „Abstand von den Dingen ist wichtig“, lautet die der einen — „Abstand ist hinderlich“, die der anderen. Und sie sind bereit, sich dafür in Stücke hacken zu lassen — symbolisch, versteht sich!

Es ist schon eine verzwickte Situation

Denn: Welche Konfession ist nun wirklich die richtige? Wäre es nur eine rein theoretische Frage, so könnte man sich ja vielleicht noch aus der Affäre ziehen. Aber so ist es ja nicht, bedauerlicherweise. Die Dogmatiker der beiden feindlichen Konfessionen stehen und wirken mitten im praktischen Leben — neben, unter, über, hinter, zwischen und vor uns — und bestehen darauf, daß wir uns zu ihrem Glauben bekennen. Besonders natürlich die über uns.

Beispiele sollen immer gut sein. Folgender Fall: Ich kenne jemand, der ist ein Gegner des Abstands. Außerdem ist er Abteilungsleiter. Er wünscht, daß die Angehörigen seiner Abteilung, vom Sachbearbeiter bis zur jüngsten Stenotypistin, zu seiner Konfession stehen. Bei ihm muß jeder Mitarbeiter hundertprozentig im Betrieb aufgehen, mit Haut und Haaren. Dabei ist er ein durchaus sympathischer Mensch, versteht einen Spaß und macht auch mal einen. Nur, wie gesagt: nicht über die Arbeit! Da reagiert er sauer. Tücke des Schicksals: Gerade dieser Abteilungsleiter hatte das Pech, einen Assistenten von der anderen „Partei“ zu bekommen, einen, der alles mit „Abstand“ betrachtete. Er war nicht weniger fleißig und gewissenhaft als die anderen, aber er nahm alles weniger ernst: die Arbeit, die täglichen Probleme, den großen und kleinen Büroärger. Er bekannte sogar in aller Öffentlichkeit, daß die Arbeit für ihn zwar ein reizvoller und interessanter Job sei, aber auch nicht mehr. Wenn sein Vorgesetzter sich tagelang über einen Fehler in der Abrechnung ärgerte, machte er nur einen Scherz darüber. Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, daß die Zusammenarbeit

dieser beiden einem Duell glich. Nachdem sie sich mehrere Monate miteinander abgequält hatten, zog der Assistent schließlich seine Konsequenzen und kündigte. Er nahm auch diesen Ausgang der Angelegenheit nicht „tragisch“, sondern — nun ja, eben mit „Abstand“. Im Gegensatz zu seinem Chef, meinem Bekannten, der sich noch lange Zeit darüber ernsthafte Gedanken machte. So schieden sie — jeder bis zuletzt seiner „Konfession“ getreu!

Ja, das gibt's. Und leider gar nicht einmal so selten. Aber deshalb sind wir doch noch immer nicht schlauer.

Wer hatte nun das richtige Rezept:

Der „mit“ oder der „ohne“ Abstand?

Man soll sich in Zweifelsfragen einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise befleißigen. Versuchen wir es! Zunächst: Ist „Abstand von den Dingen“ wirklich ein Rezept? Oder mit anderen Worten: Kann jeder von uns diesen Abstand gewinnen, wenn er nur will? Schwerlich. Denn Abstand setzt etwas voraus: die Fähigkeit dazu. Es gibt Menschen, wir wissen es alle, denen ist es nicht nur ein leichtes, sondern ein tieferes Bedürfnis, ihre tägliche Umgebung, ihre beruflichen Aufgaben, ihre privaten Lebensumstände gleichsam mit den kritischen, kühlen Augen eines Außenstehenden abzuschätzen. Sie sind unglücklich, wenn sie es nicht können, sie fühlen sich den Dingen sozusagen hilflos ausgeliefert — wie ein Kurzsichtiger, der seine Brille verlegt hat und der alle Gegenstände seiner Umgebung nur noch undeutlich, verschwommen erkennt. Oder auch wie ein Philosoph, dem sein gedankliches Weltgebäude zusammenstürzt und der sich vergeblich bemüht, wieder Sinn und Ordnung in die Welt zu bringen.

Und dann gibt es die anderen, denen dieser gedankliche Abstand von den Dingen, die behutsame Distanz, eben nicht liegt. Sie fühlen sich am wohlsten, wenn sie mitten im dicksten Getümmel stecken, wenn sich Arbeit und Aufgaben um sie herum auf türmen. Da finden sie ihre Bestätigung. Wollte man ihnen eine andere Lebensweise aufzwingen, so wäre das etwa so, als wenn man einem Mann mit gesunden Augen eine Brille aufsetzte — sie würde ihn nur stören und unsicher machen.

Wir machen alle sehr häufig den Fehler,

dies nicht genügend zu berücksichtigen, wenn wir „für“ oder „gegen“ den Abstand plädieren. Abstand oder nicht Abstand — das ist keine Frage des guten oder bösen Willens, keine Frage des Arbeitseifers, der Einsatzbereitschaft, des beruflichen Interesses. Es ist schlicht und einfach eine Frage der Veranlagung. Und Veranlagung kann man nicht ändern.

Wozu auch? Der Mensch und Mitarbeiter, der den Abstand braucht, der sich nicht gleich mit Feuereifer in eine Sache hineinstürzt, der die vielen großen und kleinen Ärgernisse, Schwierigkeiten und Probleme des Berufslebens nicht ganz so wichtig und „tragisch“ nimmt — er leistet deshalb doch nicht weniger als der andere, der mit seinem ganzen Herzen und allem, was sein ist, in der Arbeit aufgeht, der die Devise „Frisch gewagt ist halb gewonnen“ hat! Beide stehen ihren Mann — nur jeder auf seine Weise. Und beide sind durchaus notwendige „Elemente“ eines guten Arbeitsteams.

Und darum: Lassen wir es ruhig dabei!



Dr. Heinz Potthoff, Mitglied der Hohen Behörde, unterrichtete über die Entwicklung der Montanunion

Auf dem Wege zur europäischen Einheit

Zwanzig Wirtschafts- und Werkredakteure der Berufsgruppe der Journalisten waren einer Einladung der Hohen Behörde gefolgt, um sich in Luxemburg, dem Sitz der Montanbehörde, über den neuesten Stand der Entwicklung zur europäischen Einheit und über den Fortgang der Arbeit der Montanunion zu unterrichten.

Diese Entwicklung ist nicht ohne schwere Hürden, die in harter Arbeit und nicht ohne ein erhebliches Maß an gegenseitigem Verständnis genommen werden müssen — obwohl der Gedanke des „Paneuropa“ durchaus nicht neu ist.

Bereits Mitte des vergangenen Jahrhunderts, so berichtet der Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts vom 24. Januar 1957, tauchte der Gedanke auf, nach der Auflösung der politischen Union zwischen Holland und Belgien die wirtschaftlichen Vorteile einer solchen Union durch eine Zusammenarbeit auf zollpolitischem Gebiet wiederherzustellen. Aber erst 1921 kam zunächst zwischen Belgien und dem Großherzogtum Luxemburg eine Wirtschaftsunion zustande. Zwischen den Niederlanden und Belgien wurden in den dreißiger Jahren Verträge über die wirtschaftliche Zusammenarbeit geschlossen, die jedoch dem Druck der Weltwirtschaftskrise nicht standhielten. Im Jahre 1944 kamen Belgien, die Niederlande und Luxemburg grundsätzlich überein, die Wirtschaftsunion „Benelux“ zu schaffen. Am 1. Januar 1948 trat der gemeinsame Außentarif in Kraft, gleichzeitig wurden die Zollschranken der drei Länder untereinander aufgehoben. Allerdings mußten im Interesse der belgischen Landwirtschaft beträchtliche Ausnahmestimmungen eingebaut werden. 1954 wurde der Kapitalverkehr zwischen den drei Ländern von allen Beschränkungen befreit. Die Handelspolitik ist koordiniert worden. Im Mai 1955 wurde der Beschluß gefaßt, bis spätestens 1962 einen landwirtschaftlichen Gemeinschaftsmarkt zu errichten.

Sie kamen nicht zum Zug

In den Nachkriegsjahren sind noch eine ganze Anzahl von Integrationsprojekten mit klangvollen Namen stecken geblieben: „Fritalux“ — der Plan einer Zollunion zwischen Frankreich, Italien und Luxemburg; „Finebel“ sah eine Zollunion zwischen Frankreich, Italien und Benelux vor. Eine geplante Union zwischen England und den skandinavischen Staaten sollte sich „Uniscan“ nennen. Weitere Projekte waren u. a. eine Europäische Energieunion und ein „Grüner Plan“ (Agrarunion). In Skandinavien gewinnt das jahrelange Mühen um eine engere wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Schweden, Dänemark und Norwegen Gestalt. Für 77 % aller Waren sollen die Zölle untereinander schrittweise abgebaut werden. Bereits seit 1954 besteht ein gemeinsamer nordischer Arbeitsmarkt.

Aber für eine umfassende nordische Wirtschaftsunion („DA-NO-SVE“) gibt es noch viele Schwierigkeiten. Insbesondere in Norwegen hält die sehr starke Opposition eine engere wirtschaftliche Bindung an Großbritannien für zweckmäßiger. Für diese Staaten kristallisiert sich immer mehr die Frage als entscheidend heraus, was England angesichts der Schaffung des Gemeinsamen Marktes der sechs Montanunionstaaten tun wird.

Der Weg zur europäischen Zollunion

Die Entwicklung zum Gemeinsamen Markt der sechs Montanunionländer führt über die gescheiterten Versuche einer militärischen bzw. politischen Integration (EVG und „Europäische Politische Gemeinschaft“). Dem war die Bildung der Montanunion, des Gemeinsamen Marktes für Kohle und Stahl, im Jahre 1952 vorausgegangen. Aber Teilintegrationen führen notwendigerweise zu Schwierigkeiten an ihren wirtschaftlichen und politischen Randgebieten. Es war erfreulich, daß die Außenminister der Montanunionländer auf der Konferenz von Messina (1./2. Juni 1955) an die Stelle einer Politik der Teilzusammenschlüsse Europas das Ziel setzten, unmittelbar eine Zollunion und damit einen Gemeinsamen Markt zu errichten. Nach weiteren Konferenzen der Außenminister und der Fachleute wurden schließlich Vertragsentwürfe über den Gemeinsamen Markt und die Europäische Atomenergiegemeinschaft ausgearbeitet, über deren letzte strittige Punkte noch beraten wird. Die Bundesregierung hat am 16. Januar 1957 einstimmig beschlossen, dem Gemeinsamen Markt und EURATOM beizutreten.

Was kann ein vereintes Europa leisten?

Die Notwendigkeit eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der europäischen Staaten ergibt sich aus der Existenz zweier wirtschaftlicher Großräume (USA und Sowjetunion.) Weitere Großräume in Asien sind im Aufbau begriffen. Die Lebenshaltung der europäischen Völker muß nicht nur auf dem gegenwärtigen Stand gehalten, sondern ständig verbessert werden, denn das Wohlstandsgefälle gegenüber den Ostblockstaaten ist eines der wichtigsten Bollwerke gegen den Kommunismus. Diese Ziele lassen sich nur erreichen, wenn Europas Wirtschaft produktiver und ertragreicher arbeitet. Es gilt also, alle Mittel der Rationalisierung und Automation einzusetzen. Ein großer Markt mit bedeutenden Absatzmöglichkeiten bildet die Voraussetzung für große Produktionsserien, die bei den bestehenden kleinen Märkten in Europa ein zu schwerwiegendes kaufmännisches Risiko darstellen würden. Die Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Industrien muß erhalten und gefestigt werden. Nicht nur der Konkurrenz

der USA und Kanadas, sondern in absehbarer Zeit auch dem Wettbewerb der Ostblockländer mit ihren staatlichen Aus- und Einfuhrmonopolen heißt es begegnen. Durch die wirtschaftliche Entwicklung Asiens und Afrikas werden die Industrieländer Europas vor Aufgaben gestellt, denen sie nur gewachsen sind, wenn sie ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit erheblich vergrößern.

Welche Auswirkungen ein Gemeinsamer Markt bringt, zeigt ein Vergleich zwischen den Staaten der Montanunion und den USA. Beide Gruppen zählten 1955 je 165 Millionen Menschen. Das Bruttosozialprodukt betrug 1955 in den USA 387 Milliarden Dollar und in den fünf Einzelstaaten der Montanunion (die Angaben für Luxemburg fehlen) 126 Milliarden Dollar. Freilich haben die USA ein Territorium von 8 Millionen qkm gegenüber nur 2 Millionen in den Montanstaaten; in den USA leben 21 Menschen auf dem qkm, in der Montanunion 141. Es ist deshalb sinnvoll und richtig — und die deutsche Industrie hat hier besonders gedrängt —, daß der Vertrag über den Gemeinsamen Markt den Anschluß weiterer Staaten, möglicherweise in einer weniger konkreten Bindung als im Falle der sechs Montanstaaten, ermöglicht. Hier ist besonders an England gedacht.

Demgegenüber wird die Gemeinschaft zur friedlichen Ausnutzung der Atomenergie sich auf die sechs Schumanplanstaaten beschränken. Bereits jetzt müssen diese Staaten jährlich den Gegenwert von 70 Millionen Tonnen Kohle in Form von arabischem Öl und amerikanischer Kohle importieren, um das ständig wachsende Energiedefizit auszugleichen. In 20 Jahren wird dieses Defizit den Wert von 200 Millionen Tonnen Kohle haben und damit etwa der gesamten gegenwärtigen Kohleförderung der Bundesrepublik, Frankreichs, Belgiens, Italiens und Hollands entsprechen. Wenn hier nicht durch intensive Entwicklung der Energiequellen Abhilfe geschaffen wird, könnte die wirtschaftliche Expansion Europas nicht so durchgeführt werden, wie das im Interesse des Wohlstandes und der politischen Behauptung notwendig ist.

Die Ziele des Gemeinsamen Marktes

Der Vertrag über den Gemeinsamen Markt sieht vor, daß folgende Ziele während der Übergangszeit von mindestens 12 und höchstens 15 Jahren erreicht werden sollen:

1. ein freier Warenverkehr für alle Erzeugnisse der beteiligten Länder einschließlich der landwirtschaftlichen Produkte;
2. freier Dienstleistungsverkehr;
3. volle Freizügigkeit einschließlich der Möglichkeit, in einem anderen Partnerstaat zu leben und dort Arbeit aufzunehmen oder einem selbständigen Gewerbe nachzugehen;
4. freier Zahlungsverkehr;
5. freier Kapitalverkehr. Hierzu sollen folgende Maßnahmen ergriffen werden:

- a) Zusammenschluß der Länder in einer Zollunion;
- b) Entwicklung einer gemeinsamen Handelspolitik;
- c) Einrichtung von gemeinsamen Institutionen, die das Funktionieren des Zusammenschlusses sicherstellen.

Der Zollabbau innerhalb der Gemeinschaft soll schrittweise erfolgen. Die Gesamtzollbelastung wird in Abständen von 12 bis 18 Monaten um jeweils 10 % gesenkt. Gleichzeitig werden die mengenmäßigen Beschränkungen bis zum Ablauf der Übergangszeit nach und nach abgeschafft. Nach Ablauf eines Zeitraums von 12 bis 15 Jahren sollen sämtliche Zölle und Abgaben mit zollähnlicher Wirkung für den Warenverkehr zwischen den Partnerstaaten des Gemeinsamen Marktes beseitigt sein. Gegenüber dritten Ländern, die nicht Mitglieder des Gemeinsamen Marktes sind, soll ein gemeinsamer Außenzolltarif geschaffen werden. Nach den Bestimmungen des „Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommens“ (GATT) sollen diese Zölle nicht höher sein als die durchschnittlich in den einzelnen Teilnehmerstaaten erhobenen Zölle. Die



Die Abteilungsdirektoren Rollmann (Stahl) und Dehner (Kohle) stellen sich einer regen Diskussion

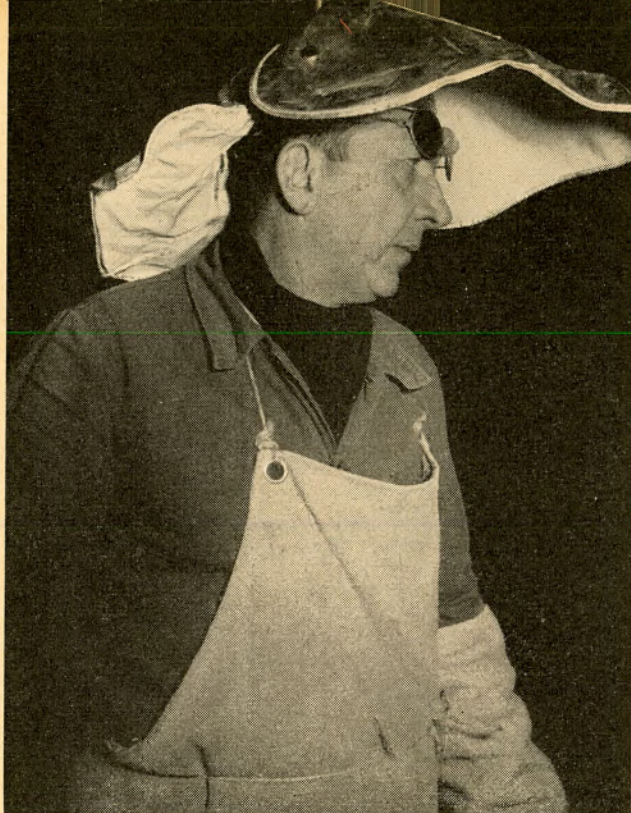
Auswahl der geeigneten Methode, diesen Durchschnitt festzustellen, bereitet sehr viel Mühe, da die Franzosen einen möglichst hohen Außentarif wünschen, während die deutsche Delegation nach einem möglichst niedrigen Zolltarif strebt.

Soziale Angleichung – Vorbedingung?

Einen zentralen Punkt der Verhandlungen bildeten die französischen Forderungen auf „Harmonisierung der Soziallasten“, die darauf hinausliefen, daß sich die beteiligten Regierungen vertraglich zu einem Angleichen an die französischen Regelungen, etwa in der Arbeitszeit (Frankreich hat offiziell die 40-Stunden-Woche), verpflichten sollten. Frankreich scheint im Verlaufe der Verhandlungen eingesehen zu haben, daß es nicht auf einem starren Angleichen der sozialen Bedingungen bestehen kann. Die Bundesrepublik kann eine staatliche Verpflichtung zur Kürzung der Arbeitszeit nicht übernehmen, weil dies die Handlungsfreiheit der Tarifpartner beseitigen würde. Bei der Beurteilung der Soziallasten ist auch zu bedenken, daß diese in ihrer Gesamtheit gesehen werden müssen. Nach einer Untersuchung des Internationalen Arbeitsamtes ergibt sich, daß weder die gegenwärtigen Unterschiede im Lohnniveau noch die Unterschiede in der Höhe der Soziallasten in den einzelnen Ländern einer Liberalisierung des Handels entgegenstehen. Die Harmonisierung kann nicht die Voraussetzung des Vertragsabschlusses sein, sie wird sich vielmehr als Folge der Einrichtung des Gemeinsamen Marktes allmählich ergeben. Wichtig ist, daß den Sozialpartnern möglichst große Verhandlungsfreiheit gelassen wird, damit sich die Tarifverträge dem unterschiedlichen Stand der Produktivität anpassen können. (Anmerkung der Redaktion: Die deutschen Gewerkschaften sind in

Luxemburg, die „Hauptstadt“ der Montanunion





Walzwerker

wesentlichsten Punkten zum Teil erheblich anderer Auffassung, zumal sie der Meinung sind — und sie glauben sich hier auf soziale Erhebungen der Hohen Behörde stützen zu können —, daß in manchen Ländern der Lebensstandard der Arbeitnehmer oft beträchtlich höher ist als in Deutschland.) Für die Anlaufjahre scheint allerdings den französischen Wünschen zugestimmt worden zu sein, die französischen Exportbeihilfen und Importabgaben beizubehalten. Zwar wird sich auf lange Sicht ein realistisches Angleichen der Wechselkurse der einzelnen Länder nicht vermeiden lassen, jedoch nimmt diese Regelung in gewissem Sinne eine Abwertung des französischen Franken vorweg, indem sie nach Frankreich eingeführte Güter durch zusätzliche Abgaben verteuert und die Preise für französische Exportwaren durch Beihilfen senkt.

EURATOM – nicht lenken, sondern zusammenfassen

EURATOM hat zum Ziel, bei der gemeinsamen Auswertung der Atomenergie zu friedlichen Zwecken den Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und der privatwirtschaftlichen Initiative (Anmerkung der Redaktion: Auch hier sind die deutschen Gewerkschaften gegenteiliger Auffassung) mit der Forderung nach Sicherheit zu vereinbaren. Es bahnt sich die Lösung an, daß der EURATOM-Gemeinschaft nur Kontrollrechte, nicht aber die Rechte der Lenkung der gesamten Wirtschaftspolitik auf diesem Gebiet eingeräumt werden. Im einzelnen ist im Vertragsentwurf vorgesehen:

1. gemeinsame Forschung im Rahmen einer Forschungszentrale, die vor allem koordinieren und den Erfahrungsaustausch fördern soll;
2. engste Zusammenarbeit bei der Ausbildung des technischen und wissenschaftlichen Nachwuchses;
3. Gründung eigener Unternehmungen der EURATOM auf Gebieten, in denen die Kräfte der einzelnen nationalen Regierungen oder Industrien nicht ausreichen;
4. ein Verfahren zur Auswertung wichtiger Patente;
5. eine europäische Atomagentur, die zumindest teilweise Vorrechte im An- und Verkauf aller Kernbrennstoffe, Rohstoffe und Hilfsstoffe haben soll.

Für den Gemeinsamen Markt, EURATOM und die Montanunion sollen künftig gemeinsame Organe zuständig sein: der Ministerrat, die Gemeinsame Versammlung, der Gerichtshof und die „Europäische Kommission“. Sie wird

vor allem darauf achten, daß die Regierungen und Unternehmen die Erfüllung der im Vertrag festgelegten Verpflichtungen den zuständigen Behörden melden. Ferner wird sie das Recht haben, Untersuchungen anzustellen und dem Ministerrat Vorschläge zu unterbreiten, wie während der Übergangszeit auftretende Probleme am besten gelöst werden können. Der Ministerrat wird im Rahmen des Gemeinsamen Marktes die wesentlichen Entscheidungsbefugnisse haben.

Das Parlament soll zunächst identisch mit der bereits bestehenden Gemeinsamen Versammlung der Montanunion sein. In den geplanten Gemeinschaften soll es vier Fonds geben:

1. eine europäische Investitionsbank (Kapital 1 Milliarde Dollar, davon 20 Prozent sofort einzuzahlen);
2. ein Fonds zur Berufsausbildung und Förderung;
3. ein Fonds zur Hebung des Sozialstandards in den überseeischen Gebieten der Teilnehmerländer;
4. ein Fonds für Wissenschaft und Forschung in der EURATOM (200 Millionen Dollar in den ersten fünf Jahren).

Die Höhe des Fonds 2 steht noch nicht fest; gegenüber dem Fonds für die überseeischen Gebiete besteht auf deutscher Seite im Hinblick auf die politischen Verhältnisse in Nordafrika einige Zurückhaltung.

Weltoffen und liberal

Zweifellos ergeben sich bei der Verwirklichung des Gemeinsamen Marktes eine ganze Reihe von Problemen und Schwierigkeiten, wie zum Beispiel beim Einschluß der Agrarwirtschaft in den Gemeinsamen Markt. Die gemeinsame Handelspolitik darf nicht dazu führen, daß der Gemeinsame Markt zu einem Wirtschaftsraum wird, der sich gegenüber der restlichen Welt abkapselt. Er soll vielmehr, und dafür setzt sich die deutsche Industrie besonders ein, eine Handelspolitik betreiben, die so liberal und weltoffen wie nur irgend möglich ist. Bei allen Vorbehalten, die zu einzelnen Punkten des vorgesehenen Vertragswerkes gemacht werden müssen, kann dieses doch in seinen großen Linien begrüßt werden. Der Gemeinsame Markt wird nicht nur seinen Mitgliedsländern, sondern auch der gesamten europäischen Wirtschaft und der Weltwirtschaft Nutzen bringen. Er wird, meint das Deutsche Industrieinstitut abschließend, darüber hinaus hoffentlich ein entscheidender Beitrag auch zum politischen Zusammenschluß unseres Kontinents sein.

In dieser Erwartung gehen auch die Gewerkschaften mit dem Industrieinstitut einig. So erklären die „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ in ihrer Januar-Ausgabe 1956: „Die Pläne erweisen sich bereits heute als eine zugkräftige Ausgangsbasis für eine weitergehende wirtschaftliche Einigung Europas.“

Der „kleine“ Gemeinsame Markt

Diese Erwartungen erscheinen um so berechtigter, als der Gemeinsame Markt für Eisen und Stahl, Kohle, Eisenerz und Schrott zwar nicht die bei seiner Gründung oft übertrieben optimistischen Erwartungen erfüllte, aber auch nicht den Pessimisten recht gab.

Bekanntlich wurde nach Abschluß der Vertragsverhandlungen im April 1951 der „Vertrag über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ im Juli 1952 in Kraft gesetzt. Schon im Februar 1953 konnte dann der Gemeinsame Markt für Kohle, Eisenerz und Schrott und im Mai desselben Jahres der Gemeinsame Markt für Eisen und Stahl eingeführt werden. Zu diesem Zeitpunkt wurden die betreffenden Produkte sämtliche Ein- und Ausfuhrhemmnisse entfernt, d. h., es wurden sowohl die Ein- und Ausfuhrkontingentierungen aufgehoben als auch die Zölle beseitigt. Der Austausch zwischen den einzelnen Ländern konnte sich seitdem ungehindert entwickeln. Tatsächlich hat der Austausch von Kohle und Stahl — begün-

stigt durch den Konjunkturverlauf — seit 1952 in einem Maße zugenommen, das die Erwartungen weit übertrifft. Insgesamt ist das Austauschvolumen innerhalb der Montanunion bei allen Erzeugnissen des Vertrages zwischen 1952 und 1955 um nicht weniger als 93 Prozent gestiegen, während zur gleichen Zeit der Außenhandel zwischen den Ländern der Gemeinschaft bei allen anderen Erzeugnissen dem Volumen nach nur um etwa 60 Prozent zunahm. Besonders stark hat sich dabei der Austausch von Stahl und Schrott ausgeweitet, der 1955 dem Volumen nach um mehr als 150 Prozent bzw. 350 Prozent höher lag als 1952. Der Austausch von Kohle ist ebenfalls um etwa 40 Prozent gestiegen.

Austausch stieg erheblich mehr als Erzeugung

Der Austausch zwischen den Ländern der Gemeinschaft, aber auch der Handelsverkehr mit dritten Ländern ist damit zwar um ein Vielfaches stärker gestiegen als die Erzeugung von Kohle und Stahl. Aber auch die Steinkohlenförderung ist insgesamt (3 Prozent) gestiegen, und die Stahlproduktion hat in allen Ländern beträchtlich zugenommen (26 Prozent). Insbesondere in Deutschland war die Zunahme der Kohlenförderung am größten (6 Prozent) und die der Stahlproduktion sehr ausgeprägt (35 Prozent). Ich glaube, das verdeutlicht, daß die Errichtung des Gemeinsamen Marktes zu einer weit stärkeren Entfaltung des Warenaustausches geführt hat, als dies bei den übrigen Erzeugnissen die allgemeine Politik der Einfuhrliberalisierung im Rahmen der OEEC vermochte.

Besonders bemerkenswert ist dabei, daß mit der Steigerung des Austauschvolumens innerhalb des Gemeinsamen Marktes auch eine im Sinne der Rationalisierung der Absatzwege besonders begrüßenswerte Umschichtung in der Lieferung und Versorgung von Kohle und Stahl einherging. Die Ruhr und Niedersachsen liefern heute verstärkt Kohle nach den Niederlanden und dafür weniger nach Süddeutschland. Die Niederlande und Belgien versenden in größerem Umfange nach dem Süden, insbesondere nach Frankreich. Frankreich und die Saar liefern ihrerseits in zunehmendem Maße Kohle nach Süddeutschland.

Für den Stahl kann ein wichtiges Beispiel aus den deutschen Erfahrungen angeführt werden: Die Lieferungen an Stahl aus Belgien, Luxemburg, Frankreich und der Saar haben beträchtlich zugenommen, ohne daß deswegen die Lieferungen der deutschen Werke nach Süddeutschland mengenmäßig abgenommen hätten.

Neben dem Austausch innerhalb der sechs Länder hat aber auch der Handel mit den sogenannten „dritten Ländern“, die nicht Mitglieder der Montanunion sind, seit Errichtung des Gemeinsamen Marktes beträchtlich zugenommen. Damit erweist sich, daß der Montanunion keinerlei Autarkietendenzen innewohnen, sondern im Gegenteil der engere Zusammenschluß eines Marktes positive Rückwirkungen auch für den Handel mit anderen Ländern haben kann.

221 Milliarden Tonnen Kohle im Ruhrgebiet

Wir haben an dieser Stelle wiederholt dargelegt, welche Entwicklung die eisenschaffende Industrie innerhalb der Montanunion genommen hat. Aber — immer noch — ist die Stahlindustrie wesentlich von den zwei Faktoren Kohle und Eisenerz abhängig.

Wie sieht es nun mit den Vorkommen an Kohle und Eisenerz in der Montanunion aus? Sie sind in beiden Fällen beträchtlich. Die wahrscheinlichen Vorräte an Steinkohle bis 2000 m Tiefe machen zusammen schätzungsweise 260 Md. Tonnen aus. Das ist wesentlich mehr als in Großbritannien, das etwa über 175 Md. Tonnen verfügt, aber wenig im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten mit mehr als 2 Billionen Tonnen oder der Sowjetunion mit über 1,4 Billionen Tonnen.

Vom Gesamtvorrat in der Montanunion entfallen 224,3 Md. Tonnen oder 87 Prozent auf die Bundesrepublik und

hier wieder mit 221 Md. Tonnen der ganz überwiegende Teil auf das Ruhrgebiet. Bis 1500 m Teufe stehen im Ruhrgebiet fast 125 Md. Tonnen an, wovon nach dem heutigen Stand der Technik etwa 60 bis 70 Prozent als bauwürdig zu bezeichnen sind. Das heißt, die Steinkohlevorräte der Ruhr würden bei der derzeitigen Förderung noch für 650 bis 700 Jahre ausreichen.

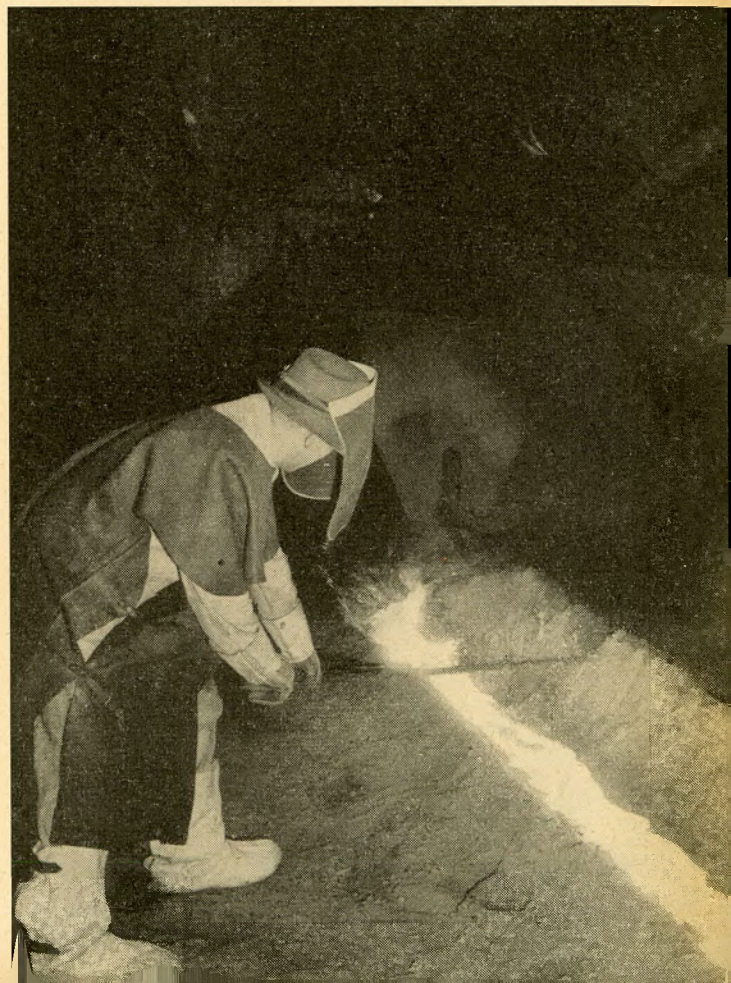
Innerhalb der sechs Teilnehmerstaaten der Montanunion ist das Ruhrgebiet das größte Revier mit den besten Zukunftsaussichten. Es ist vor allem reich an verkokbarer Kohle (bis 1500 m Teufe bestehen etwa 60 Prozent der Vorräte aus backfähiger Kohle) und bildet damit brennstoffmäßig — über die Erzeugung von metallurgischem Koks — die bedeutendste rohstoffliche Grundlage für die Stahlproduktion.

Die Vorräte im Aachener Revier sind wesentlich geringer als die der Ruhr. Immerhin reichen die vorhandenen Reserven bei der heutigen Förderung noch für 200 bis 300 Jahre aus. Niedersachsens Kohlevorräte sind mit 0,3 Md. Tonnen nur recht klein bemessen, sichern aber dem Revier angesichts seiner geringen Förderung noch über 100 Jahre Lebensdauer zu. Der Aachener Kohlenbergbau könnte der älteste in Europa sein. Auch die Gruben in Niedersachsen bestehen seit mehreren hundert Jahren. Beide Gebiete liefern aber auch heute noch beträchtliche Mengen Kohle.

Kohle in den Nachbarländern

Dem Aachener Revier benachbart ist der holländische Distrikt von Limburg. Er stellt den größten Teil der niederländischen Steinkohlevorkommen, die 4,4 Md. Tonnen betragen. Unmittelbar an der deutschen Grenze ist der Kohlenbergbau so alt wie im Aachener Raum. Die eigentliche Erschließung des Limburger Beckens ist erst in diesem Jahrhundert erfolgt. Sie wurde vom holländischen Staat vorgenommen. Die neuen Gruben sind technisch fortschrittlich ausgebaut und den Anlagen an der Ruhr mindestens ebenbürtig.

Am Abstichloch



Belgien besitzt etwa 11 Md. Tonnen Steinkohlevorräte. Etwa drei Viertel davon entfallen auf das Kempenland, der Rest auf Südbelgien. Während im ersteren die bergbaulichen Aussichten noch verhältnismäßig gut sind, leiden die südbelgischen Zechen unter ungünstigen Lagerungsverhältnissen und zum Teil — südbelgische Reviere Borinage, Centre und Charleroi — unter außergewöhnlich starker Grubengasentwicklung. Trotz allgemein sorgfältiger Bergbautechnik sind in Südbelgien, aber auch in Frankreich die Gewinnungskosten wesentlich höher als in der Bundesrepublik und den Niederlanden.

Frankreichs Steinkohlevorräte betragen etwa 10 Md. Tonnen. Es hat seine Kohlenbasis durch die wirtschaftliche Angliederung des Saargebietes, dessen endgültiger Status noch offensteht, zu verbreitern versucht. An der Saar liegen rund 9,2 Md. Tonnen Steinkohle unter der Erde. Mit den französischen Vorräten zusammengekommen ergibt sich ein Betrag, der 8,6 Prozent des Gesamtsteinkohlevorrates der Bundesrepublik ausmacht. Die kleinen Steinkohlenfelder Italiens sind für den Gemeinsamen Markt ohne wesentliche Bedeutung. Das größte italienische Revier — Sulcis auf Sardinien — verfügt über 0,5 Md. Tonnen Vorräte.

Das Ruhrrevier bzw. die Bundesrepublik hat also auf dem Gebiet der Steinkohle in der Montanunion eine bedeutende Stellung. Sie kann sich, langfristig betrachtet, noch mehr festigen. Die anderen Teilnehmerstaaten haben nämlich ihre Vorkommen schon stark ausgebeutet. Ihr Anteil an der Gesamtförderung der Montanunion ist ein Vielfaches gegenüber dem Anteil am Gesamtvorrat. Die Bundesrepublik stellt zur Zeit etwa 53 Prozent der Steinkohlenförderung der Montanunion, während ihr Anteil am Gesamtwert 87 Prozent beträgt.

Noch mehr als bei der Steinkohle entfällt fast die gesamte Braunkohlenförderung auf die Bundesrepublik. Die Braunkohle ist der Steinkohle im Heizwert unterlegen. Da sie zum Teil verhältnismäßig oberflächennah in großen Mächtigkeiten, bis zu 90 m, auftritt und weit überwiegend im



Verladearbeit in einem Streb

Tagebau gewonnen wird, liegen jedoch die Gesteungskosten je Tonne Rohbraunkohle, auch einheitlich auf Wärmeeinheiten zurückgerechnet, im allgemeinen wesentlich günstiger als die der Steinkohle. Vor allem in ihrer Verwendung in rohem Zustand zur Stromerzeugung, ferner in Form von Briketts für den Hausbrand und für klein- und mittelgewerbliche Zwecke stellt die Braunkohle einen nicht zu übersehenden Posten in der westdeutschen Brennstoff- und Energiebilanz dar.

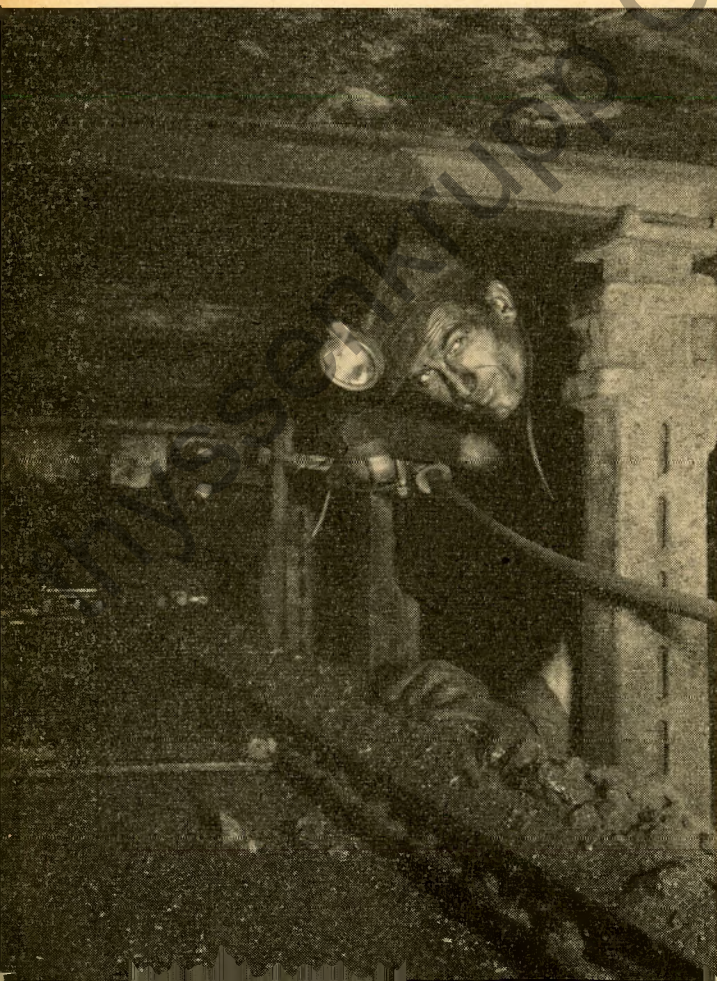
Unser Anteil an den Eisenerzen

Den größten Anteil an Eisenerzen der Montanunion besitzt Frankreich mit etwa 2,28 Md. Tonnen Eisen. Die Bundesrepublik folgt mit 0,68 Md. Tonnen erst in erheblichem Abstand. Nur noch gering sind die Vorkommen in Luxemburg (68 Mill. Tonnen) und Italien (14 Mill. Tonnen). In den übrigen Ländern der Montanunion finden sich keine nennenswerten Eisenerzlager. Der Eisengehalt der Erze in der Montanunion ist allerdings nicht hoch. Er liegt im Durchschnitt bei nur 30 Prozent der Rohförderung, ein Satz, der auch für Großbritannien gilt. In den USA, in der Sowjetunion, in Indien und Brasilien gehen die Eisengehalte bis zu 60 Prozent des Roherzgewichtes. Dieser Betrag wird bekanntlich sogar von den aus Schweden eingeführten Erzen im Durchschnitt erreicht.

Das größte Fördergebiet im Gemeinsamen Markt ist das Minetterevier im Osten Frankreichs, das zweitgrößte das Salzgittergebiet im Harzvorland. Diese beiden Distrikte tragen im wesentlichen die Versorgung in Inlandserzen. Alle anderen sind von geringerer Bedeutung, obwohl sie sortenmäßig vielfach einen wertvollen Beitrag leisten, wie z. B. das Siegerland mit seinen manganhaltigen Eisenerzen. Der ganz überwiegende Teil der Förderung wie auch der Vorräte erstreckt sich auf phosphorhaltige und saure Erze. Solche mit basischem Charakter sind knapp. Im Gegensatz zur Steinkohle, deren Lagerstätten sehr unterschiedlich angegriffen sind, ist bei den genannten Hauptzentren das Verhältnis zwischen Förderhöhe und Erzvorrat ausgeglichener.

Trotz der mengenmäßig hohen Eisenerzförderung in der Montanunion sind erhebliche ergänzende Zufuhren erforderlich, die hauptsächlich von der Bundesrepublik, aber auch von Belgien und den Niederlanden aufgenommen werden und vor allem aus eisenreichen Erzen mit 50 bis 60 Prozent Eisengehalt bestehen. Die Hauptlieferanten sind Schweden, Französisch-Nordafrika, Norwegen, Spanien und Neufundland.

Kumpel an der Schrämmaschine



Die Industrialisierung des Arbeitsbildes

„Dampf, Schnelligkeit und Regen“ schrieb ein englischer Maler zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter ein Bild, das zum erstenmal in der Geschichte der Malerei die jagende Fahrt einer Lokomotive darstellt. Er erfaßte damit nicht nur das Wesen der Schnelligkeit und Kraft einer Maschine, sondern umschrieb zugleich das Thema der Industrialisierung. Hier beginnt eine neue Sicht der im Umsturz begriffenen technischen Welt, in der nicht mehr nur der ruhende und kleine Gegenstand der Malerei darstellungswürdig ist, sondern der Ausdruck einer alles durchdringenden Dynamik. Das Bild der Industrie rückt ins Blickfeld des Künstlers und wird Thema von Malerei und Plastik.

Bis zum 19. Jahrhundert bleiben Darstellungen von Arbeit eingebunden in einen hintergründigen Bedeutungsgehalt — so zum Beispiel die immer wiederkehrende Darstellung der „Schmiede des Vulkans“ als Gott der Schmiede. Seltener sind die Schilderungen selbständiger Arbeitsbereiche, und als frühes Beispiel wäre Agricolas illustriertes „Metallbuch“ (De re metallica) von 1556 zu nennen. Agricola, der als Begründer der Hüttenkunde gilt und bis ins 17. Jahrhundert Weltbedeutung genießt, zeigt in seinem Buch auf 292 Holzschnitten Arbeiten des Hütten- und Bergbauwesens.

Das als Bild 1 wiedergegebene Beispiel schildert in reicher Szenenfolge Förderung und Transport von Bodenschätzen. Vorn im Mittelgrunde steht der Meister dieses Arbeitsplatzes, ausgezeichnet durch das Schwert an der Seite und schneidet in einen Zählstab die Anzahl der ankommenden Wagentransporte ein.

Ein etwa gleichzeitiges Gemälde der holländischen Malerei zeigt uns (Bild 2) die eigentliche Arbeit am Hochofen. Auch hier werden die einzelnen Vorgänge nacheinander mitgeteilt: Rechts schaufelt man das Material in einen Tragkorb, oben am Ofen steht die nächste Gruppe und ist mit der Beschickung beschäftigt, unten erfolgt der Abstich, links in der Schmiede die Bearbeitung des Blockes, und vorn im Bilde werden die Stahlbarren gestapelt. Die Schilderung steht im engsten Zusammenhang mit gleichzeitigen Darstellungen von Bauernhöfen und dem Leben und der Arbeit in diesem Bereich. Die Architektur dieses „Hüttenwerkes“ unterscheidet sich kaum von irgendeinem anderen Haus dieser Zeit. Geduckt im Schatten hoher Bäume, mit einem Durchblick auf die ferne Stadtsilhouette, erhebt dieser bescheidene Arbeitsplatz keinen höheren Anspruch als die Schilderung etwa der bäuerlichen und handwerklichen Arbeit.

Ein Gemälde des Martin van Valckenborch, „Das Eisenwerk“ (Bild 3), von 1606 faßt die einzelnen Arbeitsvorgänge der Eisengewinnung von der Förderung des

Erzes bis hin zur Verschiffung des kostbaren Metalls in einem einzigen Bild zusammen. Vorn im Gemälde sehen wir die Haspler das Erz hochdrehen, es wird zum Hochofen gekarrt — der die gleiche

Konstruktion hat wie auf dem vorigen Bild —, seitlich vom Ofen erfolgt gerade ein Abstich, und dann werden die fertigen Eisenbarren zu den Schiffen transportiert, mit denen sie den Weg in die Ferne antreten.

Gerade auf diesem Valckenborchschen Bild wird die Zweitrangigkeit und Winzigkeit des Arbeitsprozesses deutlich: Klein und bescheiden ist diese „Industrieszene“ der in mächtigen Felsen und Bäumen aufragenden Natur untergeordnet und in sie eingebunden wie das ländliche Treiben auf dem gleichen Bild. Eine behagliche Stimmung liegt über dem Ganzen, besonders hervorgerufen durch die Vermischung bäuerlichen und handwerklichen Lebens. So schafft neben den Hasplern ein hackender Bauer, im offenen Stall steht das Vieh, eine Frau melkt eine Kuh, wie in einer großen Familie greift

Agricola, De re metallica





Holländischer Meister um 1550

alles ineinander. Der Arbeiter lebt noch nicht in einem für sich gesonderten Bereich!

So, wie sich die Art der szenischen Abfolge seit Agricola kaum geändert hat und jede Arbeitsverrichtung wie ein kleines, selbständiges Bild im Bilde erscheint, so haben sich auch die Formen der Darstellung nur unerheblich gewandelt. Wenn man einen Augenblick den rein künstlerischen Stilwandel außer acht läßt und die zeichnerische, oft auch recht unbeholfene Manier des spätmittelalterlichen Stechers in Agricolas Werk übersieht, so sind auf dem qualitätvolleren Gemälde Valckenborchs neben der Entwicklung von Mensch und Natur vom 16. und 17. Jahrhundert der Arbeiter und sein Werkzeug die gleichen geblieben. Wohl wird hier in einer freieren und großzügigeren Art das Bild vor uns aufgebaut, die uns hier besonders interessierende Arbeitsdarstellung aber steht in engstem Zusammenhang zu Agricola. Wir sehen die gleichen

Haspeln, die gleichen Schubkarren, die gleichen Werkzeuge, und der Mensch verrichtet in gleicher handwerklicher Weise seine mühsame Tätigkeit.

Diese Auffassung bleibt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, also bis zum Einsetzen der industriellen Revolution, verbindlich, und auf einem Bild von Schütz, „Walzwerk in Lendersdorf“ (Bild 4 — hier handelt es sich um das „Stammwerk“ unserer Hütte und des Hoesch-Bereiches), das um 1835 gemalt worden ist, bemerken wir noch nichts von der Ausschließlichkeit eines industriellen Vorgangs, wie wir es kurz danach in der Kunst feststellen können. Die Fabrikgebäude verleugnen keineswegs ihre Herkunft vom bäuerlichen Fachwerkbau, der große, mit Sträuchern und Bäumen bewachsene Hof und den abgestellten Pferdegespannen wäre ebensogut auf einem Landgut vorstellbar. Und doch gibt es schon leichte Akzente, die auf die Wandlung des Arbeitsmilieus weisen: Hohe Kamine ragen

in den Himmel, dunklen Rauch über das Land breitend, zwei große Flaschenzüge sind aufgestellt, und durch die hohen Tore fällt unser Blick auf die hintereinanderstehenden Walzen und den vielfältigen Arbeitsvorgang. Eine Ahnung von den Möglichkeiten der Größe der nun bereits entwickelten Maschinen vermittelt besonders der Eisenhaufen am Durchgang zwischen den beiden Fabrikgebäuden; da liegen Zahnräder von riesigem Durchmesser, in ihrer Größe und Schwere kaum mit den kleinen Pferdewägelchen in Einklang zu bringen, die der Maler in naiver Weise und etwas treuherzig in den Vordergrund stellt. Gegenüber diesen zerbrechlichen Speichenrädern wird kontrastistisch die Kraft industrieller Produktion deutlich. Bei solchen Eisenungetümen sind wir auch nicht mehr geneigt, an ein Handwerk zu denken, sondern an den Prozeß moderner Industrie.

So stehen auf diesem „Industrie“-Gemälde von Schütz zwei Zeiten einander gegenüber, indem sich in die alten Formen einer bäuerlich-dörflichen Umgebung die ersten Klänge des anbrechenden Industriezeitalters mischen.

Zum erstenmal auch in der Darstellung von Eisenhütten sehen wir hier das „Porträt“ eines solchen Werkes, wahrscheinlich vom Künstler im Auftrag der Besitzer Hoesch angefertigt. Damit befreit sich dieses Thema der Malerei aus der Anonymität der Darstellung des bloßen Arbeitsvorganges und sagt uns ganz deutlich: Dieses Bild hier zeigt das und das Werk, es ist so gebaut und so eingerichtet. Damit ist die Zeit schematischer Schilderungen, die eigentlich nur der Illustrierung eines allgemeinen Vorganges dienen sollten, vorüber. Ein neues Bewußtsein, eine neue Sachlichkeit und Präzision — verbindliche Merkmale eines großen Bereiches der Malerei des beginnenden 19. Jahrhunderts — finden ihre vorzügliche Entsprechung in diesem nüchternen Thema „Eisen und Stahl“.

Die nun anbrechende industrielle Revolution ist eine internationale Erscheinung und reicht über den Kontinent hinaus bis nach Amerika, das in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts jenen Aufschwung beginnt, der es im 20. Jahrhundert an die Spitze aller Industrieländer führen sollte. Damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, war Amerika sowohl als Industrie- als auch als Kunstland fast völlig unbekannt. Und mit einem Schlage setzt eine ungeheure Entwicklung ein: 1840 wird das erste größere amerikanische Eisenwerk gegründet, 1860 produzieren die USA zwei Drittel der englischen Produktion, 1895 sind es zweimal soviel. Gleichzeitig tritt das jüngste

Kunstland — Amerika — mächtig in den Vordergrund mit der Darstellung seines nun beginnenden industriellen Aufschwungs. Früher als in Europa entstehen jene Industriebilder, die den ausschließlichen und monumentalen Charakter der Eisen- und Stahlproduktion zeigen und das Thema in einer Weise schildern, die nun verbindlich wird bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Es entsteht das moderne Industriegemälde!

Unser Bild 5 zeigt eine „Eisengießerei“ von John Ferguson Weir. Unter einem riesigen Kran schwebt der Eisenkübel heran, senkt sich, wird gekippt — und nun fließt das weißglühende Metall in die Form. Noch nie waren wir so dicht der Glut, der Hitze und der Gefahr, noch nie richtete der Maler seinen Blick wie eine Kamera so nahe auf den Guß des feurigen Metalls! Der Betrachter ist gebannt und geblendet vom grellen Schein, der die einzige Lichtquelle der ganzen Szene ist. Hier sind nicht mehr einzelne Arbeitsvorgänge zu einem Bild zusammengerückt, alles kreist nur um diesen Guß! Die Arbeiter sind in äußerster Kraft am Werk, regieren Ketten und Seile des

riesigen Kranes, kippen den Eisenkübel nach vorn — nichts mehr von der ruhigen Gemächlichkeit, die uns Agricolas Stiche zeigen, nichts mehr von der Behäbigkeit selbst noch bei Schütz. Eine große Spanne der Arbeitsdarstellung, die eingebunden ist in Szenen des alltäglichen Lebens, ist zu Ende. Das neue Geschehen findet seinen eigenen Ausdruck. Die Natur ist völlig ausgeschaltet, die Menschen weichen klein und geduckt vor der gefährlichen Lava zurück. Alles ist ins Große und Monumentale gewachsen. Dem Betrachter wird keine idyllische Szene mitgegeben, bei der er verweilen könnte, er wird mitgerissen von der Dynamik des Vorganges.

Der Ernst und die Wucht dieser modernen Schilderung stellen sich dar in den kraftgeladenen Gestalten, die auf Menzels „Eisenwalzwerk“ (Bild 6) von 1875 vor uns stehen. In gleicher dramatischer Zuspitzung wie bei Weir sehen wir hier die Arbeiter vor der Walze. In Königshütte in Schlesien, dem Gegenpol des rheinisch-westfälischen Industriezentrums, empfing Menzel die Anregungen, die diesem Bild von der Kraft der schaffenden

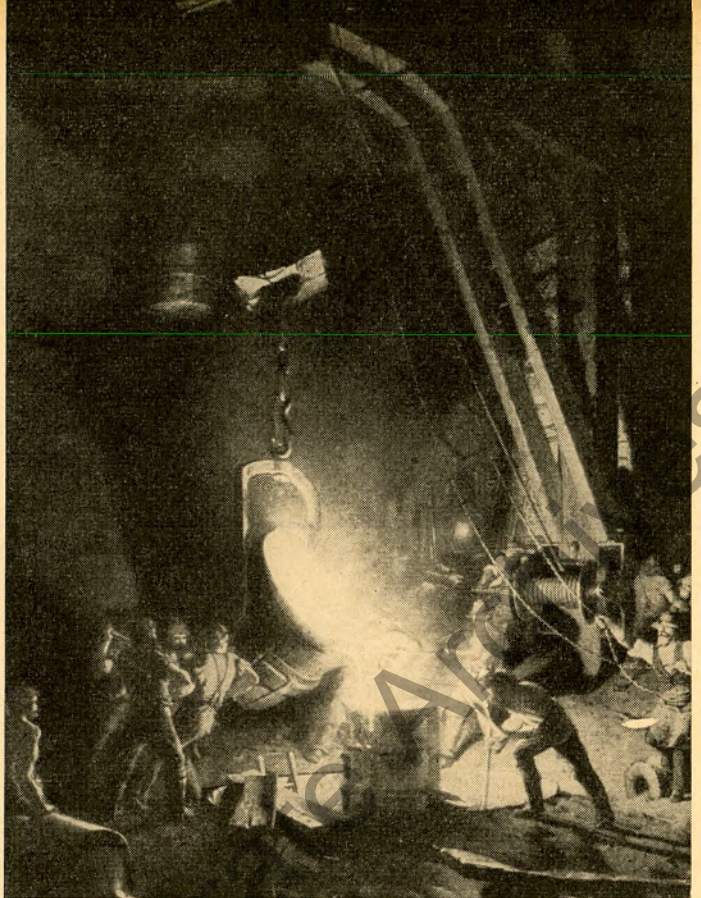
Arbeit zugrunde liegen. Breite und Tiefe des Gesichtsfeldes, Fülle der Figuren, Gewirr von Eisengerüsten, Gestänge und Maschinen lassen beim ersten Blick nur das Gesamte erfassen. Die hell beleuchtete Hauptarbeitergruppe fährt den weißglühenden Stahlblock auf eisernem Stoßkarren an die Walze heran und sucht ihn mit gespenstisch beleuchteten Greifzangen in die Walze vorzuschieben. Zwei Arbeiter halten mit äußerster Muskelanspannung die Wagendeichsel hoch, während zwei andere rechts und links mit den Zangen zupacken und rechts noch ein dritter bereitsteht, um im Notfall einzugreifen. Im wirksamen Kontrast schiebt sich die dunkle Silhouette des rechts zugreifenden vor die von der Glut des Blockes rot angestrahlten Arbeitskameraden. Vorwärts richtet sich die Kraft der Männer, um den Block in die Walze zu schieben — und sie beugen sich zurück, um der Hitze auszuweichen: ein Moment großer künstlerischer Meisterschaft. Jenseits der Walze warten andere Arbeiter, um den Block, nun schon etwas gestreckt, in Empfang zu nehmen und der Nachbarwalze zu übergeben und so fort, bis

Martin van Valckenborch, Das Eisenwerk 1606





Hoesch-Walzwerk in Lendersdorf



Weir: Eisengießerei

er schließlich, nachdem er die ganze, durch das große Schwungrad betriebene Walzenreihe durchlaufen hat, als Fertigprodukt die Fabrik verlassen kann. Entlang dieser Walzenreihe fährt ein Arbeiter einen Stahlblock nach vorn auf den Betrachter zu. Am linken Bildrand waschen sich Arbeiter und kleiden sich zum Schichtwechsel um. Aus dieser

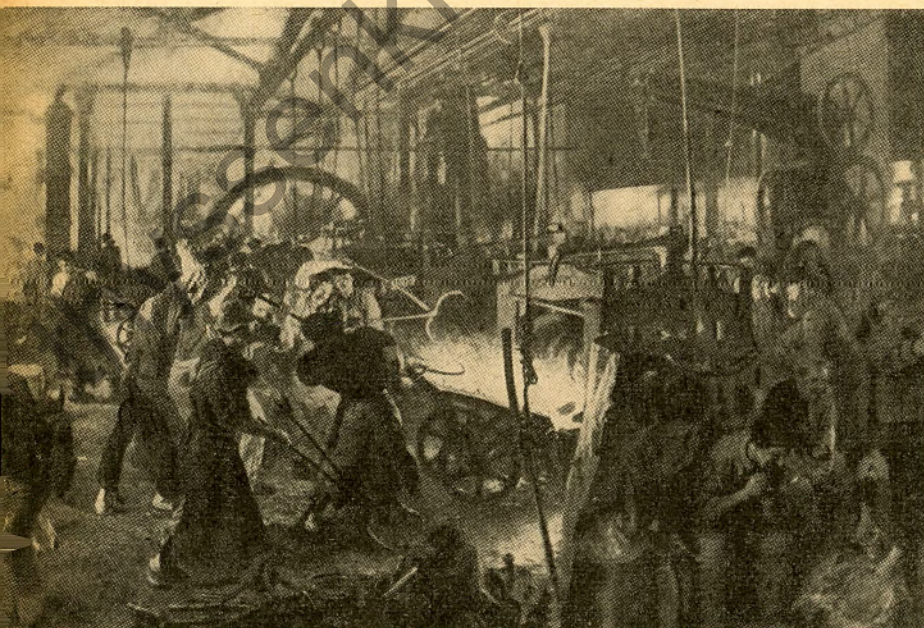
Gruppe bilden wir hier eine Entwurfszeichnung Menzels (Bild 7) ab, die den muskulösen Körper eines Mannes zeigt, der sich mit abgespanntem Gesicht herabbeugt und sich den Rücken abtrocknet. Ganz vorn rechts im Bild birgt sich eine Arbeitergruppe hinter einer Blechwand vor der Hitze und dem Staub dieser Halle und verzehrt in der erbärmlichen

Ecke ihre Mahlzeit, die ein Mädchen im Korb herangebracht hat.

Alles ist eingetaucht in Rauch und Dampf, der den Hintergrund unwirklich und schemenhaft erscheinen läßt. In allen Tönen der Farbskala spielen die Lichtreflexe auf den menschlichen Figuren, auf Holzwerk und Gestänge. Alles wirkt zu dem übermächtigen Eindruck gigantischer Leistung unseres modernen Industriezeitalters zusammen, ein großartiges Dokument der Arbeit und der Meisterschaft des Künstlers.

Ein etwas späterer Zeitgenosse Menzels, der Belgier Meunier, interessiert sich weniger für den Arbeitsvorgang als vielmehr für die neuen farbigen Möglichkeiten und das Gehäuftsein von Werkstätten in der kühlen Nüchternheit ihrer Arbeitsräume. Schon 1886 erregt er auf der Pariser Ausstellung mit seinen Werken großes Aufsehen. Er schafft als erster den Arbeiter als *Typus* in seiner Folge „Die Industrie“ (Bild 8). Ein glühender Ofen wirft grelle Lichter und harte Schlagschatten auf die Arbeitergruppe, die vor allem durch ihre Kleidung und die plumpen Holzschuhe einen äußerst realistischen Eindruck erweckt. Meunier weiß zugleich Wirklichkeitsabbild zu geben und Idealität zu schildern, indem er die ruhige Sicherheit des Tätigseins, den Stolz des Starken, die Anspannung und Konzentrierung zeigt. Der tätige Mensch allein wird Träger der künst-

Menzel: Eisenwalzwerk





Meunier



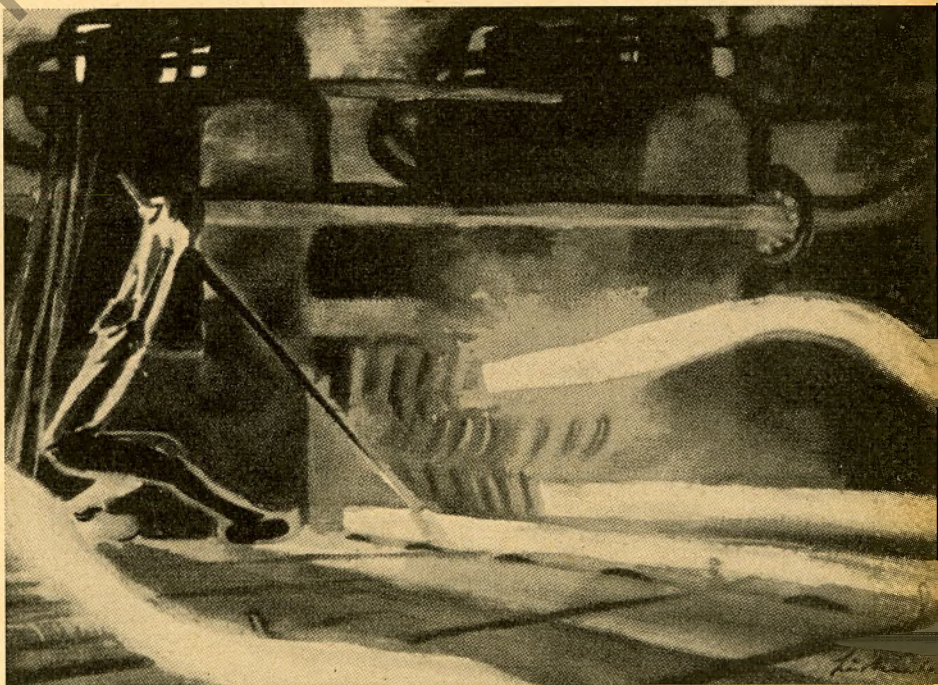
Menzel

lerischen Idee. Meunier ist als bedeutendster Schilderer der Arbeit im 19. Jahrhundert anzusehen. Selbst aus dem Industrierevier Belgiens stammend, gilt sein ganzes Lebenswerk dem Arbeiter seiner Heimat, und er steht als Freund des Dichters Zola, der die gleiche Atmosphäre in seinem Buch „Germinal“ so ergreifend eingefangen hat, in vorderster Front im Kampf um den sozialen Fortschritt. Immer zahlreicher werden die Darstellungen der Arbeit, und vor allem die Schwerindustrie ist Thema dieses Kunstzweiges. Immer genauer auch werden ganz bestimmte Arbeitsvorgänge und Maschinen dargestellt. Die Monumentalität erreicht ihren Höhepunkt in der Schilderung riesiger Maschinenungetüme. So zeigt Luckenbach auf seinem Gemälde „Die Knüppelstraße“ (Bild 9) die glühenden Eisenblöcke, die wie feurige Schlan-

gen aus der Walze schießen und von einem Arbeiter auf die „Straße“ gezwungen werden. Der Mensch erscheint wie ein winziges Anhängsel, wie eine Nebenerscheinung zu dieser riesigen Maschine, die das Format des Bildes zu sprengen scheint. Trotz aller Vereinfachung erhalten wir einen Eindruck von der Komplizierung des Vorganges und ein Gefühl der Gefahr, wie dieser Mann zwischen den glühenden Stahlblöcken eingespannt ist und hier sein schweres Werk verrichtet. Das Industriebild ist zu einer einzigen, in gigantischen Verhältnissen hochaufgetürmten, breitgelagerten Masse geworden. Sie ist der Maßstab und hat

allein Gewicht. Der Mensch verschwindet wie ein Zwerg unter dem riesigen Block und scheint sich den Ungeheuern der Technik völlig unterzuordnen. Hier ist die völlige Industriaßsierung des Arbeitsbildes erreicht. Die uralten, einfachen menschlichen Arbeitsweisen bleiben wie „Sehnsuchtswerte“ erhalten und damit Darstellungen häuslicher Zustände, wie Handwerk und Heimarbeit. Vorherrschend aber ist nun das Motiv der völligen Mechanisierung, des „Wunders der Technik“, in der ein Geist genügt, um tausend Maschinen zu bewegen — wie es die modernsten Walzenstraßen zeigen.

Luckenbach



Das ist die Europäische Gemeinschaft

Die Europäische Gemeinschaft für Stahl und Kohle, die Montanunion, von der in den vorhergehenden Darlegungen so oft die Rede war, hat nach ihrer „Verfassung“ eine Reihe von demokratischen Institutionen, ebenso wie die nationale Obrigkeit in jedem Lande sich in Regierung, Parlament, Gerichte usw. gliedert. Damit unterscheidet sie sich wesentlich von den internationalen Organisationen wie den Vereinten Nationen (UNO), dem Europäischen Wirtschaftsrat (OEEC) oder dem Europarat.

Sie hat vier Organe:

Hohe Behörde: Sie stellt das Vollzugsorgan dar, das die Aufgabe hat, für die Erreichung der im Vertrag festgelegten Ziele im Rahmen der Vorschriften des Vertragswerkes zu sorgen. Zu diesem Zweck erläßt sie Entscheidungen, spricht Empfehlungen aus oder gibt Stellungnahmen ab.

Ein Beratender Ausschuss, der sich aus 51 Vertretern aus Produzenten-, Verbraucher- und Arbeitnehmerkreisen zusammensetzt, ist der Hohen Behörde beigegeben. Er ist von dieser in den meisten Fällen vor Erlass von Entscheidungen zu konsultieren.

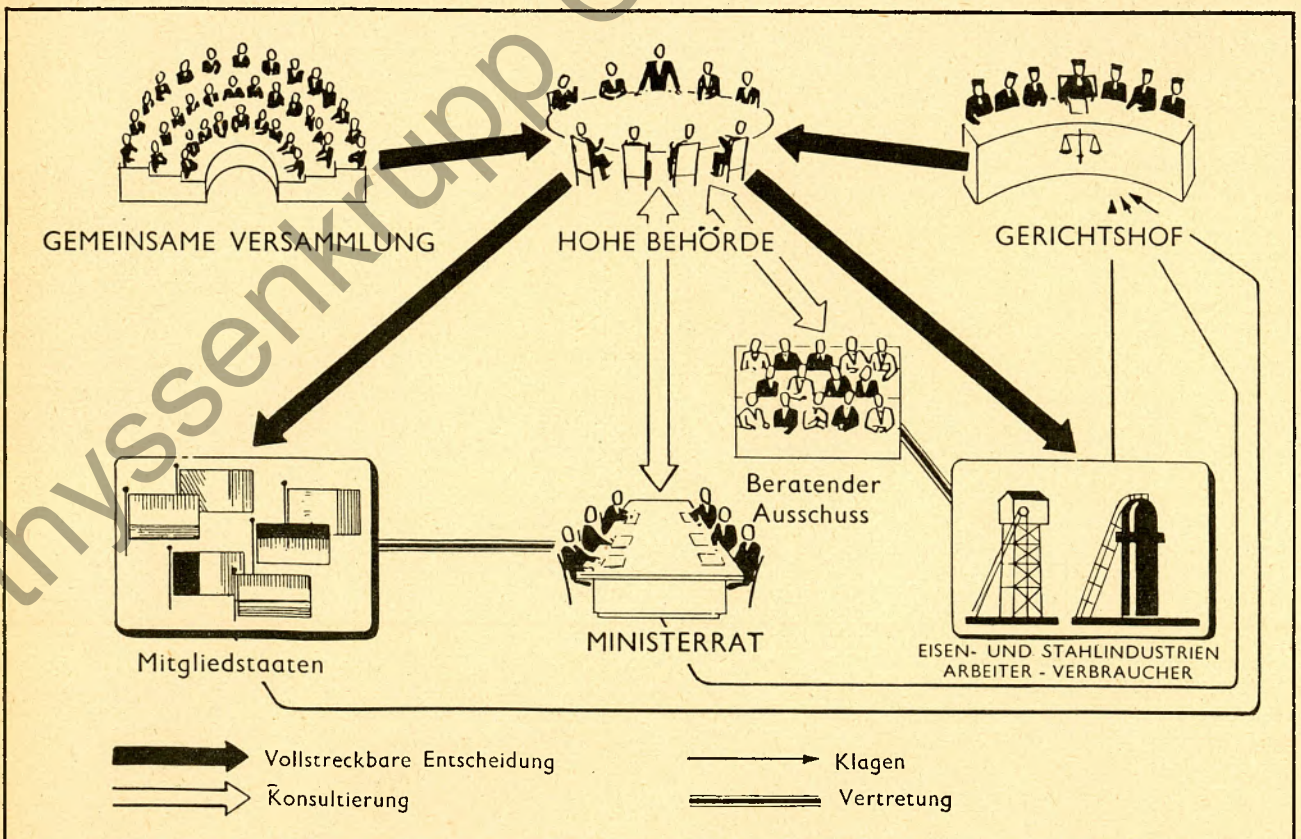
Gemeinsame Versammlung: Die Tätigkeit einer mit Vollmachten ausgestatteten Behörde muß kontrolliert werden. Diese Kontrolle muß nach demokratischer Tradition durch eine Versammlung von Volksvertretern ausgeübt werden. Dies ist die Aufgabe der Gemeinsamen Versammlung, deren 78 Mitglieder gegenwärtig von den Parlamenten der einzelnen Länder ernannt werden, jedoch nach dem Verträge auch von der Bevölkerung der sechs Länder in allgemeiner direkter Wahl gewählt werden könnten.

Diese Versammlung übt eine Kontrollbefugnis über die Tätigkeit der Hohen Behörde aus, insbesondere mit Hilfe ihrer parlamentarischen Ausschüsse. Sie kann die Hohe Behörde durch ein Mißtrauensvotum zu geschlossenem Rücktritt zwingen.

Gerichtshof: Unabhängig von der parlamentarischen Kontrolle müssen die Staatsangehörigen der einzelnen Länder (hier die Regierungen, die Unternehmen und die Unternehmensverbände) die Möglichkeit haben, die Entscheidungen der vollziehenden Gewalt vor einem Gericht anzufechten. Der Gerichtshof ist die

Instanz, die die Wahrung der Rechte jedes einzelnen, wie sie in der „Verfassung“, d. h. im Vertrag, niedergelegt sind, sichert. Er ist, wie die Hohe Behörde, von den Regierungen unabhängig. Er kann Entscheidungen der Hohen Behörde für nichtig erklären und die Hohe Behörde zur Zahlung einer Entschädigung zur Wiedergutmachung der von ihr verursachten Schäden verurteilen. Seine Entscheidungen sind im gesamten Gebiet der sechs Mitgliedstaaten ebenso vollstreckbar wie die Urteile der Gerichte dieser Staaten.

Ministerrat: Die Fragen der Abstimmung der Tätigkeit der Hohen Behörde der Kohle- und Stahlgemeinschaft mit der Tätigkeit der für die allgemeine Wirtschaftspolitik ihrer Länder verantwortlichen Regierungen werden schließlich im Rahmen des Besonderen Ministerrats geregelt. Dieses Organ setzt sich aus Vertretern der Mitgliedstaaten zusammen. Die Hohe Behörde hat den Rat in einer ganzen Reihe von Fällen zu konsultieren. In bestimmten Fällen darf sie nur mit Zustimmung des Ministerrats handeln, in einigen Fällen ist sogar seine einstimmige Zustimmung erforderlich.



Keine Angst vor der Automation

Von den insgesamt 146 000 Menschen, die in den bis zum äußersten „automatisierten“ amerikanischen Ford-Werken tätig sind, werden nur 10 000, das heißt knapp sieben Prozent, in Anlagen mit automatisierter Produktion beschäftigt. Auch die Zunahme der Produktivität durch die Automatisierung wird meist überschätzt. Sie betrug in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1947 bis 1953 nur 3 bis 3,6 Prozent.

Die durch die zunehmende Automation bedingte Umstellung der Arbeitsmethoden hat demnach keinen wesentlich größeren Einfluß auf die Produktionssteigerung, als sie etwa die Einführung des Taylor-Systems oder des Fließbandes zu Beginn unseres Jahrhunderts gehabt hat. In den Jahren zwischen 1909 und 1939, in denen diese Methoden in den Arbeitsprozeß eingeführt wurden, betrug die Steigerung der Produktivität in den USA nämlich durchschnittlich nur 3,3 Prozent.

Fabrik ohne Menschen

Mit diesen interessanten Zahlen beweist Max Pietsch in einem in der Monatsschrift „Wort und Wahrheit“ veröffentlichten Artikel „Fabrik ohne Menschen“, daß der Einfluß, den die Automatisierung auf unseren Arbeitsmarkt und unsere Arbeitsmethoden hat und haben wird, in Wahrheit wesentlich geringer ist, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Aber was ist überhaupt Automation?

„Der Begriff Automation entstand“, so schreibt Pietsch in dem angeführten Aufsatz, „im Jahre 1940 in den Detroit-Ford-Werken und wird dem derzeitigen Vizepräsidenten der Ford Motor Comp. DS., Harder, zugeschrieben. Er wurde zunächst an Stelle von ‚Automatisation‘ gebraucht für mechanische Fertigungen, bei denen auch die verbindende Arbeit zwischen mehreren Maschinen voll mechanisiert wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde der Begriff auf alle jene Erzeugungsprozesse erweitert, bei denen elektronische Steuerungs- und Kontrollverfahren Anwendung finden.“

Wissenschaftlich kann man von ‚Automation‘ sprechen, wenn komplizierte Erzeugungs- oder Rechnungsvorgänge nicht mehr wie durch ein Uhrwerk gesteuert werden wie beim Verkaufsautomaten oder bei der Revolverdrehbank, sondern sich selbst nach ihrem tatsächlichen Verlauf steuern, wie er sich unter dem Einfluß mehrerer nicht voraussehbarer Variablen einstellt.

Dazu bedarf es gewisser Meß- und Fühlgeräte, die ihre Meßergebnisse — in ‚geschlossenem Kreislauf‘ als ‚Befehle‘ (ähnlich denen des gleichfalls ‚automatisierten Fernsprechsystems‘) umgewandelt — zur Steuerung des Verfahrens weitergeben. Solche Befehle werden auch zusätzlich im Kommandogerät ‚gespeichert‘, z. B. durch Lochkarten (ähnlich dem Hollerithverfahren), später verbessert durch Magnetband oder Magnettrommel.“

Schon aus diesen Feststellungen Pietschs ergibt sich, daß der Begriff der „Automation“ also keineswegs fest umrissen ist, sondern daß er bald im engeren Sinne verwandt, bald aber auch sehr weit und umfassend ausgelegt wird. Das sei, so sagt Pietsch, nicht ungefährlich, denn längst habe man aus der Automation ein Gespenst gemacht. „Man bringt ‚Automation‘ in Verbindung mit einer angeblich zweiten oder dritten technischen Revolution, wobei etwa in der ersten die menschliche Muskelkraft durch die Maschine ersetzt wurde, während nunmehr auch das menschliche Gehirn im Produktionsprozeß von der Maschine abgelöst würde.“

Schatten der Erinnerung

Nun ist für die heute lebende Generation die Erinnerung an die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre mit ihrer Arbeitslosigkeit, die in den führenden Industrieländern 10 bis 30 Prozent aller unselbstständig Erwerbstätigen ergriffen hatte, noch nicht verblaßt. Norbert Wiener, der Begründer der neuen Wissenschaft der Steuertechnik — der sogenannten Kybernetik —, hat nicht wenig zu einer so düsteren Betrachtung beigetragen, wenn er in seinen zwischen 1948 und 1952 erschienenen Büchern die Vermutung ausspricht, „daß der Ersatz menschlicher Produktionskraft durch andere Produktionsweisen für den Menschen zu einer Frage auf Leben oder Tod werden könnte“. Wiener sagt wörtlich eine Arbeitslosigkeit voraus, mit der verglichen sogar die Depression der dreißiger Jahre als ein harmloser Spaß erscheinen wird.

Seither sind acht Jahre vergangen, die ‚Automation‘ hat sich in aller Welt, am meisten in den Vereinigten Staaten, ausgebreitet. Den Fachleuten ist es längst klargeworden, daß die vollkommensten Steuermechanismen und Servosysteme noch keine neue Produktion bedeuten; meist ist eine Neugestaltung der ganzen Herstellungsweise, immer aber eine Erneuerung der maschinellen Anlage ‚um diese Instrumente herum‘ notwendig. Beides ist zu zeitraubend und zu kostspielig, um rasch und in breiter Front verwirklicht werden zu können.“

„Ist es also berechtigt“, so fragt Pietsch, „wenn man heute im Hinblick auf die fortschreitende Automatisierung von einer technischen Revolution spricht? Sicherlich nicht. Denn bei der Automation handelt es sich nicht um eine völlige Umwälzung unserer technischen Möglichkeiten, sondern nur um einen weiteren Schritt in der ununterbrochen fort dauernden, permanenten technischen Entwicklung.“

Seit der Steinzeit

In sieben Punkten faßt Pietsch sodann die interessanten Ergebnisse zusammen, zu denen unlängst der amerikanische Kongreßausschuß bei der Behandlung des Problems „Automation and Technological Change“ kam. Er sagt:

„1. Ein möglicher Fortschritt in der Erzeugungstechnik ist nicht aufzuhalten. Seit der Steinzeit hat die Menschheit niemals auf längere Zeit die Einführung arbeitssparender und leistungsfördernder Verfahren zurückgestellt. In der Gegenwart kann es sich kein Volk leisten, in der Ergiebigkeit seiner Produktion von einem anderen überrundet zu werden.

2. Die ‚Automation‘ fällt in eine Zeit langdauernder und noch kaum gefährdeter Hochkonjunktur und Vollbeschäftigung. Sie paßt in den für die Erhaltung der Konjunktur so nötigen ‚Trend‘ der ständigen Steigerung der Produktivität, durch die allein höhere Löhne bei gleichen, vielleicht sogar sinkenden Preisen möglich werden.

3. Die Zahl der Produktionszweige, die (wenigstens theoretisch) für die ‚Automation‘ reif sind, ist so groß, daß allein in deren Erzeugung etwa acht Prozent aller Arbeitnehmer beschäftigt sind. Doch kann man auf Grund sorgfältiger Überprüfungen annehmen, daß in keinem der genannten Erzeugungszweige die Zahl der Beschäftigten unter 50 Prozent gesenkt werden wird.

4. Im Rahmen der ‚Automation‘ werden sich bestimmte Industriezweige, insbesondere die elektronische und die Maschinenindustrie, gewaltig ausdehnen: Neue Zweige sind in jüngster Zeit entstanden und werden weiterhin aufkommen. Das neue Produktionsverfahren wird wohl auch neue Erzeugungen von bisher unbekannten Gütern ermöglichen.

5. Eine Überschätzung der zu erwartenden Arbeitslosigkeit verbietet sich schon deshalb, weil der Anteil der Arbeitnehmer in der eigentlichen Produktion ständig absinkt und geringer ist, als man gewöhnlich annimmt. Bei der Jahrestagung 1955 des Internationalen Arbeitsamtes in Genf wurde angegeben, daß dieser Anteil in den Vereinigten Staaten nurmehr 25 Prozent beträgt.

6. Die größte Schwierigkeit liegt bei der zu erwartenden Entwicklung der ‚Automation‘ im Mangel an geeigneten Wissenschaftlern, Ingenieuren (besonders für Elektrotechnik und höhere Mathematik) und Technikern.

7. Die ‚Automation‘ geht in ihrer Dynamik parallel mit zwei sehr begrüßten, langfristigen Entwicklungen: der amerikanischen Bevölkerungsvermehrung und der ständigen Arbeitszeitverkürzung.“

Auf den Arbeiter kommt es an

„Selbstverständlich lassen sich“, so gibt Pietsch in seinem Artikel zu, „diese Feststellungen nicht ohne weiteres auf westdeutsche Verhältnisse übertragen. Zunächst ist in der Bundesrepublik der innere Markt erheblich kleiner — bedingt durch die Bevölkerungszahl, die nur ein Drittel jener der Vereinigten Staaten ausmacht, und durch den niedrigeren Lebensstandard. Dieser Ausfall wird nur teilweise ausgeglichen durch einen größeren Exportanteil der wichtigsten westdeutschen Fertigwarenindustrien.

Die Löhne betragen nur etwa ein Viertel der amerikanischen, wenn man sie nach dem reinen Geldwert vergleicht. Rohstoff- und Maschinenpreise sind dank dem weitgehend liberalisierten Weltmarkt in beiden Ländern einander sehr nahegerückt. All diese Tatsachen verschieben die kalkulatorischen Grundlagen bei Großinvestitionen sehr erheblich. Ansonst sind

Lage und Aufbau der westdeutschen Industrie der nordamerikanischen vergleichsweise sehr ähnlich.

Mit diesen Feststellungen sind einige Ausgangspunkte in grober Annäherung gegeben. Eine Frage für sich ist es jedoch, ob in der Öffentlichkeit und in der Arbeiterschaft der großen Betriebe psychologisch die Voraussetzungen für die Einführung der ‚Automation‘ in dem notwendigen Ausmaße gegeben sind.“

Bedeutung der menschlichen Beziehungen

Pietsch betont, daß deshalb der Pflege der „human relations“ eine sehr große Bedeutung zukommt. „Der Durchschnittsarbeiter — und besonders der leistungsschwache und ältere — wird die ‚Automation‘ nicht in ihrer Auswirkung auf die Beschäftigungslage im allgemeinen, sondern ausschließlich auf seinen eigenen Arbeitsplatz beurteilen. Er wird unruhig und unsicher, wenn er von einzelnen erregenden Beispielen von Arbeitersparnis durch ‚Automation‘ hört und erinnert sich vielleicht dabei auch noch der großen Arbeitslosigkeit bei der Weltwirtschaftskrise, die mehr, als es wirklich berechtigt ist, mit der damaligen Rationierungswelle in Zusammenhang gebracht wird.

Es ist wohl sicher, daß auch im freien Deutschland die sozialen Auswirkungen der ‚Automation‘ weniger in der Richtung einer ernsteren Arbeitslosigkeit als vielmehr in der einer höheren Qualifizierung der Arbeitskraft liegen werden. Damit wird eine langfristige Entwicklung fortgesetzt, die in Deutschland statistisch leider viel weniger dargestellt werden kann als in den Vereinigten Staaten.“

Du bist ein großer Mann

1. wenn du viele Leute in deinem Vorzimmer warten läßt,
2. wenn du veranlaßt, daß viele Leute dir direkt Bericht erstatten,
3. wenn du dich selbst unentbehrlich machst dadurch, daß du keinem deine Kenntnisse mitteilst,
4. wenn du selbst mehr Kleinarbeit machst als irgendeiner unter dir,
5. wenn du anderen Leuten zeigst, wie unrecht sie haben,
6. wenn du deinen Löffel in anderer Leute Suppe steckst,
7. wenn du möglichst viele Papiere unterschreibst,
8. wenn du aus einer Mücke einen Elefanten machst, um zu zeigen, wie vollkommen du selbst bist.

Wenn du dieses alles tust, bist du ein großer Mann —
in deinen eigenen Augen!

(Henry Nils)



Vertrauensleute

Betriebsratswahl am 13. und 14. März

Die letzte Vertrauensmännerversammlung füllte den Festsaal der Hoesch-Westfalenhütte AG bis auf den letzten Platz. Es wurde zu den Kandidatenaufstellungen für die Betriebsratswahlen und der Wahlmänner, die die Aufsichtsratsmitglieder der Hoesch Werke AG zu wählen haben, Stellung genommen.

Einleitend wies Willi Steegmann auf die verantwortungsvolle Aufgabe der Vertrauensmänner hin. Ihre Aufgabe sei es, hervorragende Gewerkschaftler der Belegschaft als Betriebsratskandidaten zu präsentieren. Über die Gemeinschafts- oder Gruppenwahl finde am 11./12. Februar eine Abstimmung statt. Aus den Betriebsratsbereichen seien die Vorschläge eingegangen, die nunmehr zur Beratung stünden. Obwohl die Mehrheit der Belegschaft eine Persönlichkeitswahl wünsche, sei nicht gesichert, daß die Einreichung weiterer Listen unterbleibe. Als Sicherung gegen eine solche Möglichkeit schlug er im Auftrage des Vertrauensmännervorstandes der Versammlung vor, durch eine Vorabstimmung der Vertrauensmänner die Reihenfolge aus den 40 Vorschlägen festzulegen. Weiter schlug er die Mußwahl für 20 Kandidaten vor, um keine Interessenbildungen aufkommen zu lassen. Sollte trotzdem eine andere Liste zur Betriebsratswahl eingereicht werden, so sei die hier durch Abstimmung festgelegte Kandidatenliste als die Gewerkschaftsliste zu bezeichnen.

Keine Zersplitterung der Gewerkschaftskräfte

Bei einer Stimmenthaltung stimmte die Versammlung dem Vorschlag zu, durch eine Vorabstimmung die Reihenfolge

der Kandidaten zur Betriebsratswahl vorzunehmen. Eine längere Diskussion löste der Vorschlag Thiemann aus, Freunde aus seinem Kreis (KAB) der Kandidatenliste noch hinzuzufügen. Durch die Hinzunahme weiterer Kandidaten solle eine Listenwahl vermieden werden. Die Argumente von 15 Diskussionsrednern ließen Thiemann zum Schluß seinen Vorschlag wieder zurückziehen; er versicherte, daß seine Freunde und er alles tun würden, eine Listenwahl zu verhindern.

Die anschließende Vorabstimmung brachte nachstehendes Ergebnis. In dieser Reihenfolge sollen sich die Kandidaten der Belegschaft zur Wahl stellen:

Arbeiterliste der IG Metall

1. Pfeiffer	235 Stimmen	16. Siepmann,	138 Stimmen
2. Bröckelmann	228	Anneliese	
3. Sander	211	17. Wolf	137
4. Fige	201	18. Schachten	137
5. Hoffmann	197	19. Hahnke	130
6. Dombowski	188	20. Tönnissen	124
7. Stachel	179	21. Kelle	117
8. Schwentke	175	22. Hess	117
9. Büttig	175	23. Hebestreit	114
10. Vernholz	164	24. Kaessler	113
11. Erlenhofer	163	25. Jendhoff, W.	110
12. Groß	156	26. Kurth	109
13. Roggenbach	155	27. Funke	105
14. Schaffrin	153	28. Keßler	92
15. Reich	139	29. Nennstiel	91

30. Heyder	89 Stimmen	35. Steins	66 Stimmen
31. Richter	73 "	36. Happe	55 "
32. Müller	69 "	37. Ehrich	52 "
33. Simieont-		38. Kolossa	45 "
kowski	67 "	39. Tuxhorn	38 "
34. Jendhoff, J.	66 "	40. Dewemy	20 "

Angestelltenliste der IG Metall

(bereits am 4. Februar 1957 gewählt)

1. Steegmann	44 Stimmen	6. Hempelmann	23 Stimmen
2. Heimann	40 "	7. Alexander	16 "
3. Latta	38 "	8. Adelt	12 "
4. Thiesbrummel	33 "	9. Schneider, R.	11 "
5. Bauckloh	28 "	10. Gorny, Martha	10 "

Wahlmänner wählen Aufsichtsrat für Hoesch Werke AG

Albert Pfeiffer gab eine Übersicht über die bisherige Entwicklung und Besetzung der Aufsichtsräte bei den Obergesellschaften. Nach dem jetzt vorliegenden Gesetz über die Mitbestimmung in den Obergesellschaften seien für die Hoesch Werke AG sieben Arbeitnehmervertreter zu bestellen. Von diesen sieben seien vier aus der Belegschaft zu wählen und je ein Vertreter vom DGB, der IG Bergbau und der IG Metall. Von den vier Aufsichtsratsmitgliedern der Belegschaft muß einer Angestellter sein. Nach dem Gesetz müssen Arbeiter und Angestellte getrennt ihre Aufsichtsratsmitglieder wählen. Der Gemeinschaftsausschuß der Hoesch Werke AG hat vorgeschlagen, zwei Arbeiter aus dem Bergbau, einen Arbeiter aus dem eischaffenden Werk und einen Angestellten aus der Weiterverarbeitung als Aufsichtsratsmitglieder zu wählen.

Für die Arbeiter wurden 58 Wahlmänner und 58 Vertreter mit je 3 Stimmen und für die Angestellten 26 Wahlmänner und 26 Vertreter mit je 1 Stimme vorgeschlagen. (Die Wahl der Wahlmänner erfolgte inzwischen am 28. Februar 1957.)

Die Versammlung billigte ohne Aussprache und einstimmig die beiden Listen der vorgeschlagenen Wahlmänner.

Gleitende Arbeitswoche wird bejaht

In der folgenden Aussprache standen die Arbeitszeitverkürzungen, die gleitende Arbeitswoche und der freie Sonntag im Vordergrund. Gewerkschaftssekretär Herb nahm zu den aufgeworfenen Fragen Stellung. Er betonte besonders zu den Angriffen auf die gleitende Arbeitswoche, daß von den rund 260 000 in der eischaffenden Industrie Beschäftigten nur 17 000 Beschäftigte unter die Regelung der gleitenden Arbeitswoche fielen. Aber auch für diese 17 000 bringe die neue Arbeitszeitregelung größere Vorteile als alle bisherigen. Diese Feststellung wurde von fast allen Vertrauensleuten bejaht.

Eine einstimmig angenommene EntschlieÙung brachte die Verbundenheit mit den streikenden Metallarbeitern in Schleswig-Holstein zum Ausdruck.

Wir wählen gemeinsam

Am 11. und 12. Februar wurde durch getrennte Wahlen der Arbeiter und Angestellten festgestellt, daß die Be-

triebsrätewahlen, die am 13. und 14. März durchgeführt werden sollen, nicht nach Gruppen (Arbeiter und Angestellte wählen jeweils nur ihre Kandidaten), sondern in gemeinsamer Wahl erfolgen sollen. Bei der letzten Betriebsratswahl war die Gemeinschaftswahl bei den Angestellten mit einer Mehrheit von nur vier Stimmen beschlossen worden. Diesmal hatte die Vorabstimmung folgendes Ergebnis:

Arbeiter

wahlberechtigt	10 610
abgegebene Stimmen	8 358 = 78,8 %
gültige Stimmen	8 256 = 98,8 %
ungültige Stimmen	102 = 1,2 %
für Gemeinschaftswahl	6 488 = 77,6 %
für Gruppenwahl	1 768 = 21,2 %

Angestellte

wahlberechtigt	1 933
abgegebene Stimmen	1 667 = 86,2 %
gültige Stimmen	1 656 = 99,4 %
ungültige Stimmen	11 = 0,6 %
für Gemeinschaftswahl	878 (1955: 789) = 52,7 %
für Gruppenwahl	778 (1955: 773) = 46,7 %

Die Belegschaft nahm Stellung

9000 Belegschaftsmitglieder mögen an der Belegschaftsversammlung am 19. Februar teilgenommen haben, in der als einziger Punkt der Tagesordnung die Betriebsratswahl behandelt wurde.

Betriebsratsvorsitzender Dombowski erklärte, daß die diesjährige Wahl unter einem besonderen Zeichen stehe: Einmal seien bezüglich der Arbeitszeitverkürzung auf betrieblicher Ebene noch viele Verhandlungen notwendig, zum anderen sei durch den erfolgreichen Kampf der Kollegen in Schleswig-Holstein ein wichtiger Schritt zur sozialen Angleichung an die Angestellten getan. Die zukünftigen Aufgaben der Betriebsräte sollten von der Belegschaft bei der Wahl berücksichtigt werden. Es sei die überwiegende Meinung, durch eine Persönlichkeitswahl Männer ihres Vertrauens wählen zu können.

Gewerkschaftssekretär Herb der IG Metall: Im Betrieb liege der Ursprung aller sozialen Spannungen, vom Betrieb aus werde das Leben gestaltet. Deshalb sei die betriebliche Vertretung der Arbeitnehmer von entscheidender Bedeutung. Nur die Besten sollten Betriebsräte werden. Diese Möglichkeit bestehe aber nur bei der Persönlichkeitswahl.

Willy Steegmann, Vorsitzender der Vertrauensleute, berichtete über die Vollversammlung der Vertrauensleute und verlas die benannten Kandidaten.

Helmut Janfeld erklärte, daß auch die Angestellten der DAG auf dem Boden der Persönlichkeitswahl ständen. Diese könne aber nur stattfinden, wenn nur eine Liste eingereicht werde. Er stellte die Forderung auf alphabetische Reihenfolge der Angestelltenkandidaten.

Willy Heimann: Die Kollegen der IG Metall seien bereit, die DAG-Kandidaten mit auf die bestehende Liste zu

setzen. Sie müßten sich aber dagegen wehren, daß eine kleine Gruppe versuche, die überwiegende Mehrheit unter Druck zu setzen.

Nach einigen weiteren Wortmeldungen — und nachdem eine Einigung mit der DAG zwischenzeitlich erfolgte — erklärte Steegmann, daß „die Kandidatenliste, die wir als Einheitsliste bezeichnen, abgeschlossen sei“.

Dieser Liste wurde von der Versammlung zugestimmt, und zwar gegen nur drei Stimmen.

Geht es nicht ohne Extrawünsche?

Wir haben rund 14 000 Belegschaftsmitglieder. Von den Arbeitern sind alle in der IG Metall organisiert mit Ausnahme von zwei Unorganisierten und einem christlichen Gewerkschaftler. Die Angestellten, soweit sie organisierbar sind, sind weitaus überwiegend in der IG Metall; die Mitgliedstärke der DAG wird mit rund 200 angegeben. Diese Zahlen sollten eigentlich Extrawünsche ausschließen. Trotzdem nun die gewählten Vertrauensleute der IG Metall, die rund 97 v.H. aller Belegschaftsmitglieder vertreten, ihre 50 Kandidaten und deren Reihenfolge auf der Wahlliste bei nur einer Stimmenthaltung aufgestellt hatten, wurden wieder Sonderwünsche geltend gemacht. Die KAB benannte drei Kandidaten.

Betriebsratsvorsitzender Dombowski schlug drei weitere Kandidaten vor, die bis jetzt Mitglieder des Betriebsrates sind, aber weder von den Vertrauensleuten noch von den Betrieben wieder als Kandidaten benannt worden waren. Die „Unabhängigen“ benannten ebenfalls drei Kandidaten. Ein Belegschaftsmitglied hatte die zur Einreichung eines Wahlvorschlages erforderlichen Unterschriften für sich gesammelt — auch er wurde Kandidat.

Als weiterer Kandidat wurde ein Kollege benannt, der bisher bei den letzten Wahlen bereits Kandidat war.

Alle elf wurden — das sei ausdrücklich unterstrichen — weder von den Betrieben noch von den Vertrauensleuten als Kandidaten vorgeschlagen. Sie wurden — „um eine Listenwahl zu verhindern und eine Persönlichkeitswahl zu ermöglichen“ — der Liste der 40 Arbeiter-Kandidaten angefügt.

Die DAG verlangte ebenfalls, auf einer Gemeinschaftsliste vertreten zu sein, sonst würde sie eine eigene Liste einreichen. Auf der „Angestelltenliste“ präsentieren sich jetzt fünf Kandidaten der IG Metall; ihnen folgen vier Kandidaten der DAG, gefolgt von weiteren fünf Kandidaten der IG Metall und vier Kandidaten der DAG.

Diese Gesamtaufstellung also wurde von der Belegschaftsversammlung gegen drei Stimmen ohne Stimmenthaltung genehmigt.

Ein offenes Wort an die Angestellten

Die Mehrheit der Angestellten hat in der Vorwahl entschieden, daß die Betriebsratswahl in gemeinsamer Wahl durchgeführt wird. Es spricht vieles dafür, mindestens das eine: von 25 Betriebsratsmitgliedern werden nur fünf Angestellte sein. Die Angestellten sind und bleiben eine Minderheit. Da aber die Entscheidungen des Betriebsrats stets Mehrheitsbeschlüsse sind, kann es den Angestellten nicht unwichtig sein, welche Personen auf der Arbeiter-

seite im Betriebsrat sind bzw. bei der kommenden Wahl in den Betriebsrat gewählt werden.

Bei den letzten Wahlen war es offensichtlich, daß die Angestellten nur ihre Angestellten-Kandidaten und vielleicht zusätzlich einen oder zwei Arbeiter-Kandidaten ankreuzten, daß sie also ihre Stimmen — jeder Wähler hat bekanntlich 25 Stimmen — nur zu einem Viertel oder gar Fünftel ausnutzten, daß sie mithin auf die in ihrem Stimmzettel liegende Möglichkeit, auf die Zusammensetzung des Gesamtbetriebsrates Einfluß zu nehmen, ohne Überlegen oder aus Gedankenlosigkeit weitgehend verzichteten.

Es ist die Meinung der Redaktion, daß alle Angestellten, die sich hier angesprochen fühlen müssen, überlegen, ob sie bei den letzten Wahlen richtig handelten, ob sie nicht vielmehr bei der kommenden Wahl richtig handeln sollten und wollen.

... und an die Arbeiter

Das gleiche gilt in umgekehrtem Sinne auch für die Arbeiter-Wähler. Auch hier haben bei den letzten Wahlen sehr viele weitgehend auf die Möglichkeit, 20 Arbeiter und fünf Angestellte wählen zu können, verzichtet. Auch für die Arbeiter-Wähler gilt es also, bei der kommenden Wahl die Möglichkeit der Stimmabgabe restlos auszunutzen.

Möge — das ist wohl unser aller Wunsch — eine gute Hand, gelenkt von einem überlegenden Kopf, den Bleistift beim Ankreuzen des Stimmzettels führen.

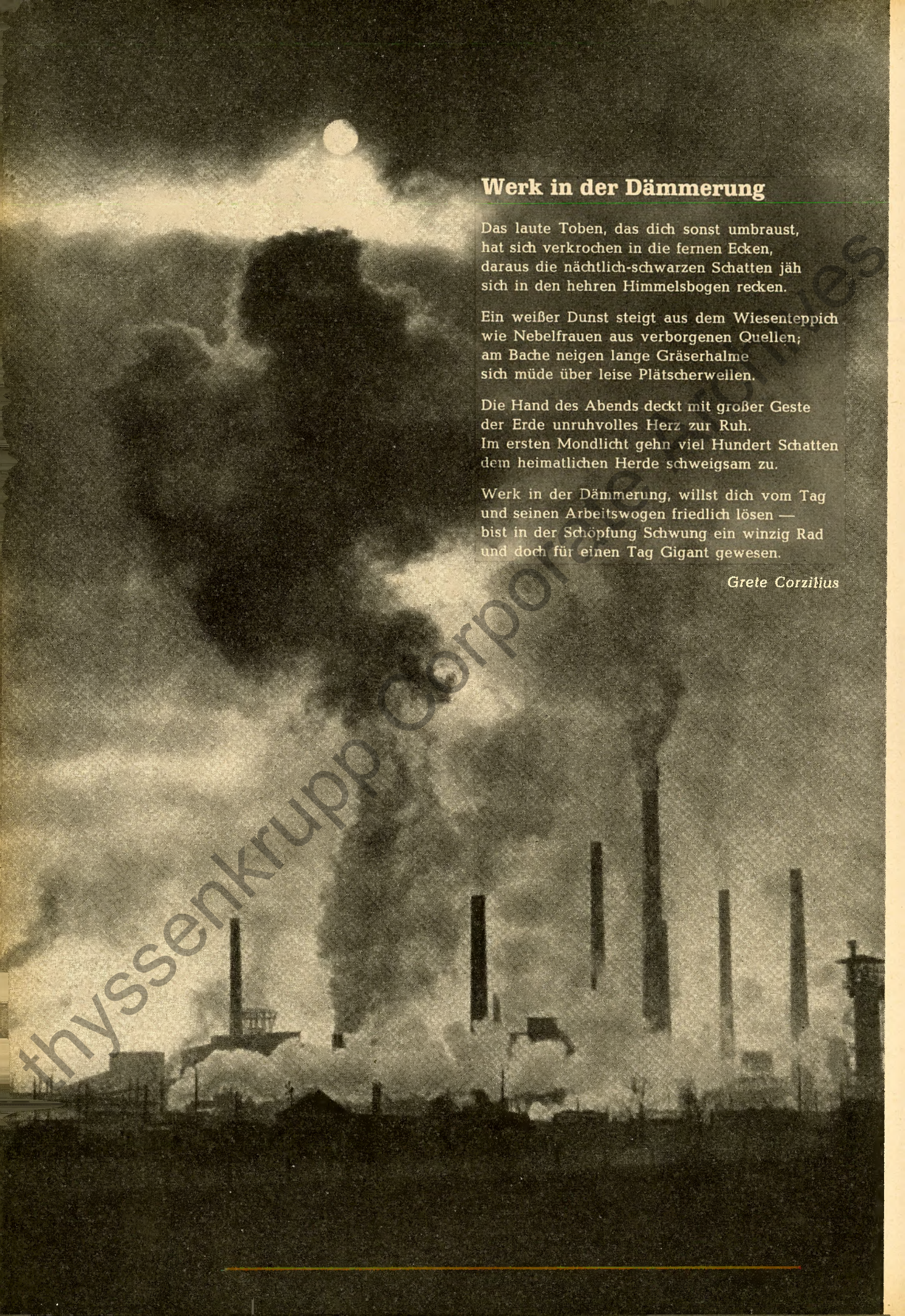
Der Friede wurde gestört

Wir hatten den obigen Artikel an dem Tage, an dem die Einreichungsfrist für Kandidatenlisten ablief, in Satz gegeben — in der uns selbstverständlich erscheinenden Erwartung, daß der einmütige Wille der Vertrauensleute und der Belegschaft, es bei einer Kandidatenliste zu belassen, von jedem geachtet würde.

Wir waren deshalb überrascht, daß kurz vor Fristablauf eine Kandidatenliste Klaus-Klos eingereicht wurde. Da durch diese Machenschaft eine Listenwahl unvermeidbar erschien, reichten auch andere Gruppen eigene Listen ein: Die DAG, die KAB (Thiemann), die „Unabhängigen“ (Jendhoff) und die frühere „Betriebsgruppe der KPD“ (Dombowski). Insgesamt also waren sechs Kandidatenlisten eingereicht. Der einheitliche Wille der Gesamtbelegschaft, durch eine einzige Liste zu einer Persönlichkeitswahl zu gelangen, schien gröblichst mißachtet.

Bei einer Überprüfung stellte sich heraus, daß die Unterschriftenliste der Klaus-Klos nicht in Ordnung war. Da diese Liste mithin ungültig war, wurde sie zurückgezogen. In einer Besprechung der Listenführer gelang es, auch diese zur Zurückziehung der Sonderlisten zu veranlassen. Es bleibt also bei der einheitlichen Liste. Jeder Wähler kann mithin die 25 Kandidaten ankreuzen, denen er sein Vertrauen schenkt.

Die letzte Betriebsratswahl hat viel Aufsehen in der deutschen und internationalen Öffentlichkeit erregt. Möge die jetzige Betriebsratswahl endgültig den falschen Eindruck vernichten, als ob es sich bei den Wahlen in der Westfalenhütte um „politische“ Wahlen handele.



Werk in der Dämmerung

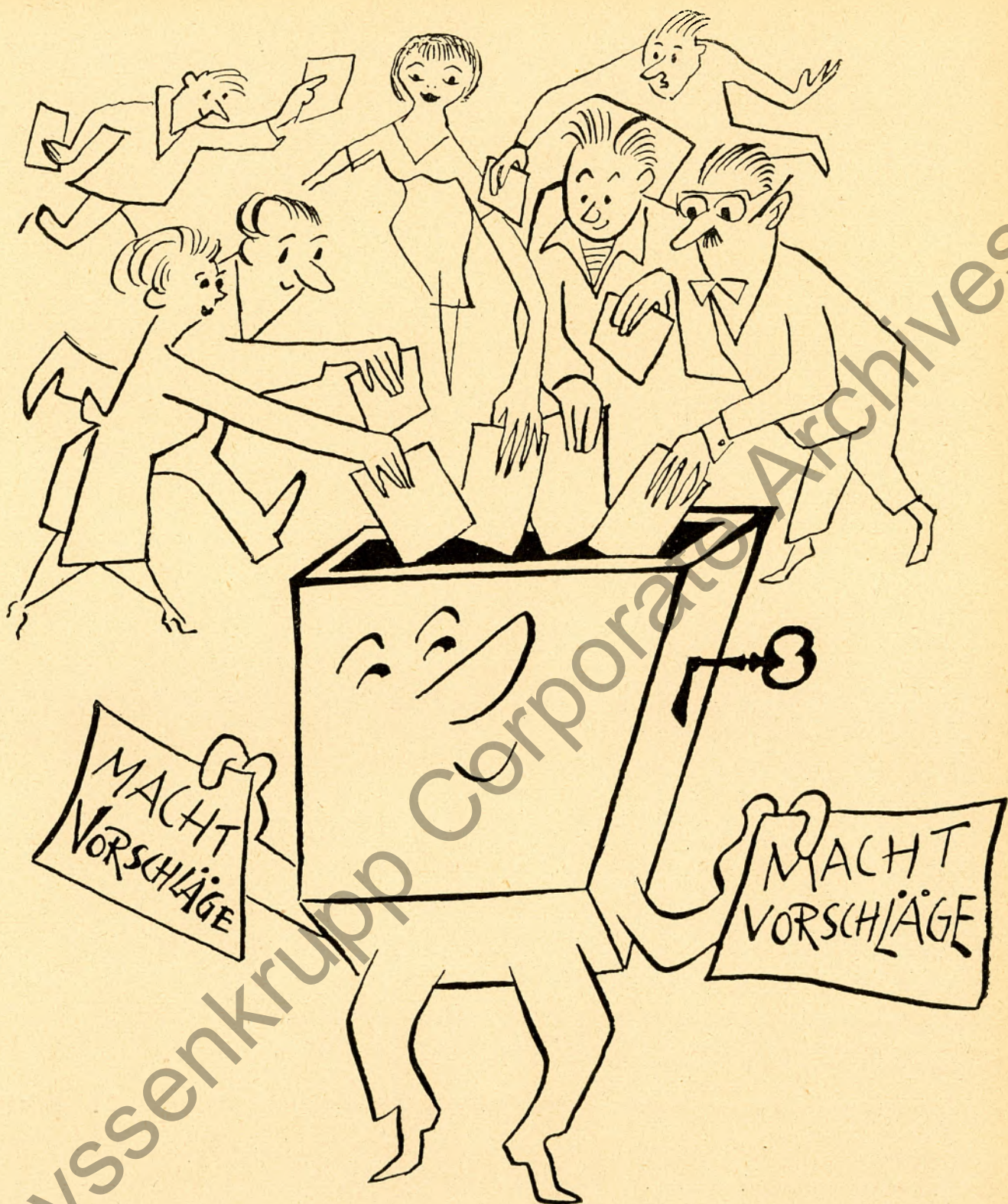
Das laute Toben, das dich sonst umbraust,
hat sich verkrochen in die fernen Ecken,
daraus die nächtlich-schwarzen Schatten jäh
sich in den hehren Himmelsbogen recken.

Ein weißer Dunst steigt aus dem Wiesenteppich
wie Nebelfrauen aus verborgenen Quellen;
am Bache neigen lange Gräserhalme
sich müde über leise Plätscherwellen.

Die Hand des Abends deckt mit großer Geste
der Erde unruhvolles Herz zur Ruh.
Im ersten Mondlicht gehn viel Hundert Schatten
dem heimatlichen Herde schweigsam zu.

Werk in der Dämmerung, willst dich vom Tag
und seinen Arbeitswogen friedlich lösen —
bist in der Schöpfung Schwung ein winzig Rad
und doch für einen Tag Gigant gewesen.

Grete Corzilius



ÜBERALL

in jedem Betrieb, bei allen Werkseingängen hängen unsere Briefkästen, die auf den Einwurf von Verbesserungsvorschlägen warten.

Adressieren Sie Ihre Schreiben an Diplom-Ingenieur Sondermann, Profilwalzwerke. Dann haben Sie die Gewißheit, daß Ihre Eingaben ohne Zeitverlust bearbeitet werden.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Emil Huisken, Walzwerk IV/V: Die Ausführung seines Vorschlages, eine Zusatzeinrichtung für den Kasten des Fertigkalibers im Walzwerk IV/V anzubringen, hat für die Winkelwälzung Vorteile gebracht. Durch sie werden die häufig nicht maßhaltigen Stellen zum Teil ausgeschaltet, so daß der Schrottanfall geringer wird.

Georg Müller, Zementfabrik: Die von ihm vorgeschlagene Art der Reinigung von Filterschläuchen war zwar schon bekannt und sollte eventuell später eingeführt werden. Müller hat die Einrichtung von sich aus angebracht, die sich nach einigen Verbesserungen gut bewährte. Ein Teil des Zementstaubes wird hierdurch zurückgewonnen.

Kurt Ritz, Sinteranlage: Durch die Änderung des Armes an der Bosch-Fettpumpe ist eine größere Sicherheit in der Fettschmierung der 20-t-Krane in der Sinteranlage eingetreten, so daß jetzt durch den Ausfall der Fettpumpe einzelne Lagerstellen nicht mehr trockenlaufen. Durch die weiterhin von Ritz vorgeschlagene Aufhängevorrichtung ist es jetzt leicht, die sogenannte Erregmaschine an den Sieben unfallsicher auszubauen. Durch die ebenfalls von ihm vorgeschlagene Anbringung von Verschleißblechen an den Querrillen der Sinteranlage wird erheblich an Material und Reparaturkosten gespart. Ebenso fallen dadurch die häufigen Betriebsstörungen an dieser Stelle fort.

Ernst Korte und Karl Dziggel, Eisenbahnwesen: Durch die auf ihre Veranlassung vorgenommene Verlängerung des Wasserrohres mittels Gummischlauch ist eine schnelle und einwandfreie Reinigung der Lokomotiv-Kessel möglich.

Kurt Holcher, Halbzeugstraße: Durch den auf seinen Vorschlag hin angebrachten Sicherungskeil und den Sicherungsschieber wird jetzt der Walzen-ein- und -ausbau vereinfacht. Die Beschädigungen an den Einrichtungen werden dadurch weiter vermindert.

Günter Erpelding, Werk Barop: Durch die auf seine Veranlassung seitlich angebrachten Schrägrollen ist es jetzt nicht mehr möglich, daß die Platinen von dem Rollofen-Rollgang herunterfallen und dadurch den Betriebsablauf empfindlich stören.

Jubilare März 1957

50

STREMMELE, OTTO
MA Walzwerk I/III

WITTENBERG, HEINRICH
Dreherei I

40

KÖHLER, KARL
Betriebswirtschaft

FRIEG, JOHANNES
Kaliberwalzwerke

BEVERMEYER, FRANZ
Phosphatfabrik

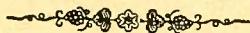
25

MICHALSKI, HUGO
Kaliberwalzwerke

LIEKER, HEINRICH
Maschinenabteilung

POBANZ, ERICH
Kaliberwalzwerke

MEINECKE, FRIEDRICH
Hochofen



Verdienstvolle Mitarbeiter

Herbert Klein und Ernst Timm, Maschinenabteilung Hochofen: Durch die nach ihrem Vorschlag durchgeführte Abdichtung der Siebrahmen mit Gummi anstatt bisher mit Asbest kann die Arbeit an Sonntagen anstatt in zwei Arbeitsstunden jetzt in einer viertel Arbeitsstunde durchgeführt werden.

W. Pesara und H. Lamberti, Versuchsanstalt: Die nach ihrem Vorschlag geänderte Vorrichtung für Härtemessung an langen Blechstreifen ist seit Monaten in Betrieb und arbeitet einwandfrei.

Werner Henzen, Praktikant in der Maschinenabteilung Stahlwerk: Die von ihm vorgeschlagenen doppelten Büchsen im Trommelschild an der Stripperkran-Seiltrommel haben sich gut bewährt. Das Ein- und Bearbeiten der Vielnutnabe in den Trommeln ist dadurch ebenfalls leichter geworden, als es bei den vom Lieferwerk angelieferten Trommeln der Fall war.

Matthias Bonde, Hochofen: Bei der vorgeschlagenen Verstärkung der Stützen in den Roheisenrinnen ist eine Sandersparnis zu erwarten.

Otto Schwendowius, Stahlwerk: Das auf seinen Vorschlag hin erfolgte Anschweißen einer gehärteten Stütze an den Haken zum Kanten der Blöcke in der Dreherei III hat sich bewährt. Die Haken rutschen jetzt während des Kantens nicht mehr ab und können deshalb niemand mehr bei dieser Arbeit gefährden.

Wilhelm Ernst, Werk Barop: Die Absaugvorrichtung am Vorwalzgerüst in Barop, an dem sehr starke Oxydstaubentwicklung stattfindet, wurde auf seinen Vorschlag hin angebracht und hat sich bewährt, so daß jetzt die Vor- und Nachwalzung während der Arbeitszeit nicht mehr durch diesen Staub belastigt werden.

Reinhold Köhler, Pensionär, früher in der Elektrotechnischen Abteilung: Die von ihm eingereichten fünf Vorschläge haben sich als sehr zweckmäßig erwiesen.

Herbert Loschke, Hochofen: Durch die auf seinen Vorschlag hin durchgeführte neue Keilbefestigung ist das Wechseln der Schlackenformen jetzt wesentlich vereinfacht worden. Die Arbeit ist schneller und sicherer zu erledigen.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Elner gegen fünf

Stahl ist nach Menge und Wert der bedeutendste Werkstoff der Technik. Daran hat sich trotz aller Fortschritte auf anderen Gebieten noch nichts geändert.

Stahl steht in einem sich ständig verschärfenden Wettbewerb mit Aluminium, Kunststoffen, Asbestzement, Beton und Holz. Deren Produktion ist zwar stärker als bei Stahl gestiegen, das bedeutet aber keineswegs, daß Stahl bisher in nennenswertem Maße von anderen Werkstoffen verdrängt worden wäre, wie aus einer soeben abgeschlossenen Studie des Europäischen Wirtschaftsrates (OEEC) deutlich hervorgeht. Danach sind im Jahre 1956 je etwa 1 Million Tonnen Stahl durch Aluminium und durch Kunststoffe ersetzt worden.

Die so geringe Umstellung erklären die Fachleute damit, daß der Preisvergleich unter Berücksichtigung der Verarbeitungskosten noch weitgehend zugunsten des Stahls ausfällt. Selbstverständlich spielt sich der Wettbewerb nicht in der Breite der Produktionsprogramme dieser sechs Industrien ab, sondern sie berühren sich nur auf Teilgebieten. Im Maschinenbau, Fahrzeugbau, Schiffbau, Hoch- und Tiefbau ist die bisherige überragende Stellung des Stahls in keiner Weise gefährdet.

Daran dürfte sich auch auf lange Sicht nichts ändern, da die Vorteile der anderen Werkstoffe durch Fortschritte in der Herstellungs- und Verarbeitungstechnik vieler Stahlerzeugnisse eingeholt worden sind. Erinnert sei nur an die neuen Stahl-Leichtbauprofile für den Skelettbau von Gebäuden aller Art einschl. Fenstern, Türen und Fassaden. Im Wohnungsbau sind für statische Aufgaben die schweren Formstahlprofile in den Decken durch das Baustahlgewebe abgelöst worden. An die Stelle des einfachen Moniereisens trat der hochwertigere Torstahl. Die Entwicklung zum leistungsfähigeren Stahlerzeugnis mit niedrigerem Gewicht setzt sich fort in der bereits erwähnten Skelettbauweise aus Blechprofilen. Sie führte und führt zu einem Rückgang des Massenabsatzes von schweren Walzstahlerzeugnissen, aber keineswegs zu einer Ablösung des Stahls im Bauwesen durch andere Werkstoffe, wenn man von dem vermehrten Zementverbrauch absieht. Beim Ausbau unserer Stahlwerke ist selbstverständlich diese Entwicklungsrichtung in der Stahlverwendung vorsorglich berücksichtigt worden. Durch die neuen Breitbandstraßen verfügen wir heute schon über eine ansehnliche Leistungsreserve, die sich noch steigern dürfte.

Westdeutsche Stahlproduktion normalisiert

Die deutsche Stahlproduktion stieg 1956 nur noch um 9% gegen 22% im vorhergegangenen Jahr auf 23,2 Mill. t. Die Wachstumsrate verlangsamt sich erheblich, sie war im 2. Halbjahr minimal, in den letzten Monaten betrug sie gegenüber dem gleichen Zeitraum 1955 sogar nur noch 2%.

	Produktion in Mill. t	Prozentuale Zunahme	
		1955 auf 1956	1954 auf 1955
Roheisen	17,6	7	32
Rohstahl	23,2	9	22
Walzstahl	15,8	12	24

Export bestimmt Stahlproduktion

Prognosen für die kommende Zeit sind schwierig und riskant, denn die Entwicklung der Stahlproduktion hängt nunmehr vorwiegend vom Konjunkturrellen ab. Die Produktion hat sich einigermaßen dem Bedarf angepaßt und hinkt kaum noch nach, während 1956 und vor allem 1955 noch erhebliche Lücken auszufüllen waren und somit eine starke Produktionszunahme erzielt werden konnte. Diese Reserven einer Produktionserhöhung gehören praktisch der Vergangenheit an. Die Stahlproduktion wird nun überwiegend vom Stahlbedarf bestimmt. Eine zusätzliche Möglichkeit liegt vor allem im Export, der bisher vernachlässigt wurde, weil bis Mitte 1956 noch eine zu starke Nachfrage am Inlandsmarkt bestand. Seitdem tritt aber das Exportgeschäft immer mehr in den Vordergrund; es dürfte auch noch ausbaufähig sein. Unter diesen Gegebenheiten wird 1957 die Stahlproduktion wohl um 1,5 bis 2 Mill. t steigen und damit etwa 25 Mill. t erreichen. Das wäre immerhin eine überdurchschnittliche Zuwachsrate von 8%. Ab 1958 wird man auch



Das Schimpfen an sich ist noch gar keine so üble Sache: Es ist hin und wieder ein recht brauchbares „Abföhrmittel“. Es verliert aber — genau wie das medizinische — seine Wirkung, wenn der Gebrauch zur Gewohnheit wird.

Es gibt zwar den Typ des ewig Unzufriedenen, des Querulanten, der an allem etwas auszusetzen hat, dem man nichts recht machen kann. Und doch wurzelt auch bei ihm die Haltung in den meisten Fällen nicht etwa in Bösartigkeit, sondern vielmehr in einer gewissen Verkrampfung, die entstehen kann aus Enttäuschungen im Berufsleben, Zerrissenheit in der Familie oder aus Sorgen, mit denen er nicht fertig wird. Diese Spannungen haben ihn dann stumpf und unempfindlich für die kleinen Freuden und Annehmlichkeiten gemacht, die auch der graue Alltag zu bieten vermag. Darum ist der Querulant im Grunde genommen ein bedauernswerter Mensch, der es sich und seiner Umgebung oft recht schwer macht.

Wie leicht dagegen haben es doch die Menschen, die sich auch über Kleinigkeiten freuen können und nicht alles als selbstverständlich hinnehmen. Diese glücklichen Naturen haben mehr vom Leben.

„Eine Reise nach Südamerika“

Professor Dr. Monheim vom Geographischen Institut der Technischen Hochschule Aachen spricht im Rahmen der Vortragsveranstaltungen der Werkbücherei über

Indianerleben am Titicacasee.

Professor Monheim hat im vergangenen Jahr Landschaft und Kultur rund um den Titicacasee erforscht und von dort herrliche Buntaufnahmen mitgebracht. Er wird zu den Bildern und von seinen Erlebnissen sprechen. Der genaue Termin wird noch bekanntgegeben.

In Ausübung ihres Berufes
verunglückten tödlich unsere
Mitarbeiter

Erich Quies

Karl Lausberg

Bauabteilung

Vorstand, Betriebsvertretung
und Belegschaft betrauern
ihren Tod und werden ihnen
ein ehrendes Gedenken
bewahren

bei optimistischer Beurteilung der konjunkturellen Perspektiven nur mit einer Zunahme von 5 bis 6% oder 1,5 Mill. t rechnen können.

Die Zuwachsrate

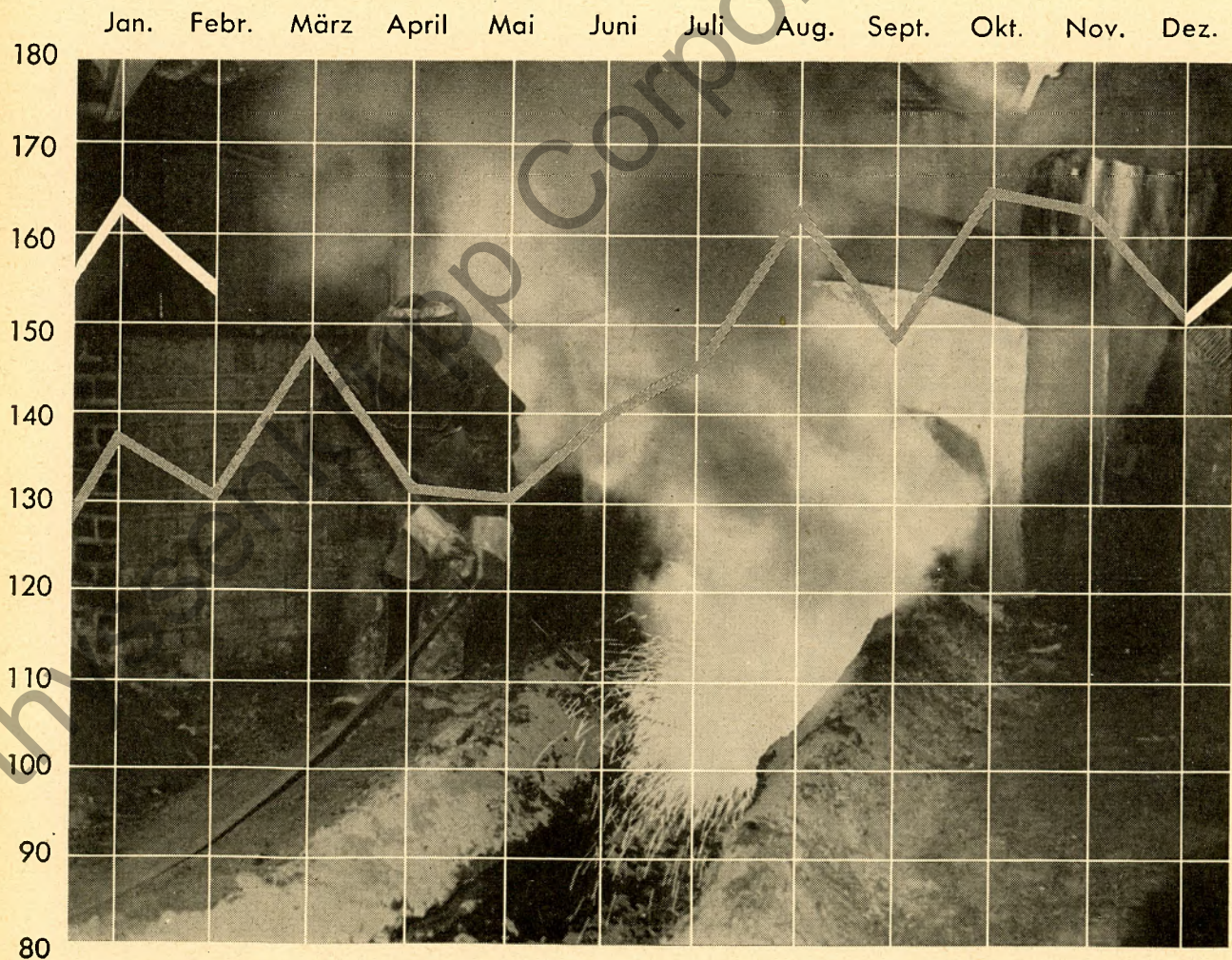
war für die einzelnen Sparten in den letzten Jahren sehr ungleichmäßig und wird es wohl auch noch in der kommenden Zeit sein. Das erklärt sich aus den unterschiedlichen Auswirkungen der Kriegs- und Nachkriegsereignisse und den dadurch bedingten Investitionen.

Prozentualer Anteil an den Investitionen der Eisenindustrie:

	1954/55	1956	1975 (geschätzt)
Roheisen	10	17	23
Rohstahl	13	18	26
Walzstahl	66	51	41

Hinzukommen jeweils die Investitionen für Hilfs- und Nebeneinrichtungen. Insgesamt erreichen sie alljährlich etwa eine Milliarde DM. Die zeitweilige Vorrangstellung der Investitionen in Walzwerken erklärt sich aus den Demontagen und vor allem auch daraus, daß man sich von dem starken Bedarf leiten ließ, ihn zunächst decken wollte und weniger fragte, woher man Rohstahl oder Roheisen beziehen sollte. Nun fehlen Roheisen und Rohstahl, und die Kapazität manches Walzwerkes kann daher nicht voll ausgenutzt werden. Damit verlagert sich der Schwerpunkt der Investitionen von den Walzwerken auf Roheisen und Rohstahl. Dieser Wandel erklärt sich aber auch daraus, daß die Werke oder Werksgruppen eine Harmonisierung der Produktion anstreben, wie sie vor dem Kriege üblich war.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1956 = 146 306 t Nachkriegshöchsterzeugung Oktober 1956 = 166 620 t Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123 536

TECHNIK und PRODUKTION

Die Produktionsentwicklung ist verlangsamt

Nach einer Berechnung des Statistischen Bundesamtes stieg der Produktionsindex der gesamten Industrie (einschl. Bau) 1956 gegenüber 1955 um 7,9 Prozent. Im Jahresdurchschnitt 1956 stellte sich der Index auf 211 gegenüber 196 im Jahre 1955 und 170 im Jahre 1954 (1936 = 100). Die Jahreswachstumsraten der Produktion hatten sich im Jahre 1954 auf 12 Prozent und im Jahre 1955 auf 15 Prozent beziffert. Die einzelnen Bereiche der verarbeitenden Industrie haben an der Produktionszunahme gegenüber 1955 gleichmäßiger teilgenommen als in den beiden vorangegangenen Jahren.

Insbesondere zeigten die Investitionsgüterindustrie und die Verbrauchsgüterindustrie Aufwärtsbewegungen fast gleichen Ausmaßes. Der Index der Investitionsgüterindustrie stieg um 8,7 Prozent auf 271 und der Index der Verbrauchsgüterindustrie um 8,4 auf 198. Immerhin hielt die Investitionsgüterindustrie den in den Jahren 1954 und 1955 mit Zunahme um 18 Prozent bzw. 23 Prozent erzielten Vorsprung gegenüber den anderen Bereichen aufrecht.

Der Bergbau folgte der weitgehend gleichmäßigen Aufwärtsbewegung der verarbeitenden Industrie mit einer Steigerung seiner Produktionsleistung um 4,6 Prozent, womit er einen jahresdurchschnittlichen Indexstand von 147 erreichte.

Das Bruttosozialprodukt stieg um 15 Milliarden DM

Das Bruttosozialprodukt ist nach einer Erklärung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin von 164 Milliarden DM im Jahre 1955 auf 179 Milliarden DM 1956 gestiegen. Dabei hat sich das Preisniveau um durchschnittlich 2,5 v. H. erhöht. Der reale Zuwachs betrug demnach 6 v. H. gegenüber 11 v. H. ein Jahr früher. Die Zahl der beschäftigten Arbeitnehmer hat um 5 v. H. zugenommen, so daß sich für die Vergrößerung der gesamtwirtschaftlichen Effizienz der — etwas problematisch — Satz von 1 v. H. ergibt (Industrie: je Beschäftigten 2 v. H., je Arbeiterstunde 5 v. H.).

„Die konjunkturelle Beruhigung“, so schreiben die Gewerkschaftlichen Monatshefte in ihrer Februarausgabe, „darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir noch keineswegs aus allen Nöten heraus sind. Die nach dem horrenden Weihnachtsgeschäft einsetzende rücksichtslose Preishausse gibt zu Sorgen Anlaß. Angesichts der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Unsicherheit können sich von heute auf morgen binnenwirtschaftliche Schwierigkeiten ergeben, die handfeste Maßnahmen von Notenbank und Bundesregierung erforderlich machen. Es bedarf geschickten Taktierens, wenn wir uns der von draußen kommenden inflationistischen Einflüsse auf die Dauer erwehren wollen. Ob das überhaupt möglich ist, erscheint bei unserer engen Verflechtung mit dem Ausland fraglich, zumal politische Ereignisse, die in der Regel expansive Konsequenzen haben, wieder stärker das wirtschaftliche Geschehen bestimmen, als es in den letzten Jahren der Fall war.“

Ansehnliche Einkommenserhöhungen

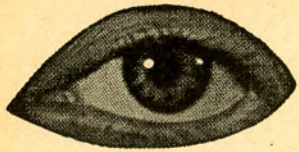
Nach den Lohnwellen von 1954 und 1955, die nach einem Artikel in den Gewerkschaftlichen Monatsheften „ansehnliche Einkommenserhöhungen“ gebracht haben, hat sich das Schwergewicht der tarifpolitischen Aktivität der Gewerkschaften ab Mitte 1956 auf die Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich verlagert. Reine Lohnerhöhungen sind dahinter zurückgetreten. Die Lohnsummenstatistik, die leider nicht aktuell sein kann, ergab für den Monat August 1956, für den bisher endgültige Ergebnisse vorliegen, einen Bruttostundenverdienst der Männer von durchschnittlich 216,8 Pf und der Frauen von 137,3 Pf. Der Steinkohlenbergbau steht mit 258,9 Pf an erster Stelle. Ihm folgen die eisenverarbeitende Industrie mit 256,4 Pf, das Buchdruckgewerbe mit 237,6 Pfennig und die Gießereiindustrie mit 236,8 Pf. Bis Ende November 1956 waren etwa 11 Millionen Arbeitnehmer, das sind rund 70 v. H. aller im Bundesgebiet und in Westberlin beschäftigten Arbeiter und Angestellten, an Tarifbewegungen beteiligt, die unter Einbeziehung des Lohnausgleichs für die Arbeitszeitverkürzungen eine durchschnittliche Lohnerhöhung von 8,1 v. H. ergaben. Die tariflichen Monatsgehälter wurden um 6,1 v. H. erhöht. Wie der Deutsche Gewerkschaftsbund mitgeteilt hat, sind seit Verkündung des Aktionsprogramms bis 30. November 1956 für rund 5,5 Millionen Arbeitnehmer Arbeitszeitverkürzungen vorgenommen worden. Für rund 4 Millionen wurde die neue Arbeitszeit auf 45 Stunden wöchentlich festgesetzt.



Es gibt eine Deise und viele Deisen. Eine Deise ist ein Leitsatz. Deisen sind dagegen ausländische Zahlungsmittel, Banknoten oder Bankguthaben in ausländischer Währung. Wir benötigen Deisen, wenn wir im Ausland Waren kaufen oder eine Reise in fremde Länder unternehmen wollen. Das ist heute nicht mehr so schwierig wie einst im Mai, als noch die Deisenbewirtschaftung in voller Blüte stand. Auch die Deisen sind wieder „flüssiger“ und stehen in größerem Umfange zur Verfügung. Seit dem 2. September 1955 kann jeder Deutsche wieder 1500 DM für seine Auslandsreise in die Brieftasche stecken und eintauschen.



Seit 1949 werden durch die OEEC-Staaten nach und nach die in den letzten zwei Jahrzehnten errichteten Außenhandelsbeschränkungen immer mehr beseitigt und die Einfuhr aus den OEEC-Ländern immer mehr liberalisiert. Liberalisierung bedeutet eine Befreiung des Handels von allen Einfuhrbeschränkungen durch Kontingent- und Quotenfestsetzungen sowie von Lizenzen, die eine Einfuhrerlaubnis für bestimmte Waren durch die Regierung vorsehen.



BLICK IN DIE PRESSE

Die Industrie im Jahre 1956

Nach den jetzt veröffentlichten vorläufigen Angaben war die Zahl der in der Industrie der Bundesrepublik Beschäftigten im Jahresdurchschnitt 1956 mit 7 005 000 um 6,5 Prozent, die der geleisteten Arbeiterstunden mit 13,02 Milliarden um 4,8 Prozent höher als 1955. Der gesamte Umsatz ist um 12,3 Prozent auf 187,0, der Auslands-umsatz um 21,1 Prozent auf 26,4 Milliarden DM, die Lohn- und Gehalts-summe um 15,5 Prozent auf 34,1 Milliarden DM gestiegen. Die Lohn- und Gehaltssumme je Beschäftigten hat sich im Durchschnitt von 4484 DM 1955 um 8,4 Prozent auf 4862 DM, die Lohnsumme je geleistete Arbeiterstunde von 1,80 DM um 10 Prozent auf 1,98 DM erhöht.

(Schnelldienst des Deutschen Industrieinstituts)

Die Kraftfahrzeugproduktion 1956 in der Bundesrepublik

Im Jahr 1956 verließen 1 073 000 Kraftfahrzeuge die Fabriken der Bundesrepublik. Die durchschnittliche Produktion je Arbeitstag erreichte damit rund 3500 Kraftfahrzeuge, von denen fast 3000 Personenautos und 500 Lastkraftwagen, Omnibusse und Zug-

Imma uff det Schlimme

Drei Eier an einem Tage hat eine Henne der chinesischen „Dahung“-Rasse in der Provinz Fukien gelegt. Das schwerste davon wiegt über 100, das leichteste etwa 90 Gramm.



„Im Betrieb haben sich die Kollegen seine alberne Transparenzsucht verbeten, jetzt tobt er sich bei uns aus.“

(Aus der SED-Berliner Zeitung, Ostberlin, vom 18. Januar 1957)

maschinen waren. Soweit bisher internationale Vergleichszahlen vorliegen, dürfte die Bundesrepublik mit dieser Jahresproduktion hinter den USA (6,78 Millionen Kraftfahrzeuge) und vor England (nicht ganz eine Million Kraftfahrzeuge) an die zweite Stelle der Weltproduktion gerückt sein. Im Export nimmt die Bundesrepublik vor England und den USA die erste Stelle ein.

(Rhein-Neckar-Zeitung)

35-Stunden-Woche gefordert

Die Industriegewerkschaft Bergbau will bis zum 11. Januar 1959 eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit auf wöchentlich 35 Stunden bei fünf Arbeitstagen und vollem Lohnausgleich erreichen. Sie will dafür notfalls alle gewerkschaftlichen Mittel einsetzen, wie der Leiter der Tarifabteilung im Hauptvorstand der IG Bergbau, van Berk, am Wochenende vor 2500 Bergarbeitern in Salzgitter bekanntgab. Die Gewerkschaft erhebe diese Forderung für den Bereich des Kohlen-, Erz- und Kalibergbaus einschließlich der Erdölindustrie, weil die Frühinvalidität bei den Bergleuten immer noch zunehme und auch die Unfallziffern im westdeutschen Bergbau weiter ansteigen.

(Die Welt)

Spiralnebel aus Lohn und Preis

Wie eine Befragung der öffentlichen Meinung erst in diesen Tagen wieder ergeben hat, ist die Mehrheit des Volkes ganz entschieden für eine Politik stabiler Preise und Löhne. Auch die Arbeitnehmer haben sich mit großer Mehrheit dazu bekannt. Schließlich bekommt man im Gespräch mit Vertretern der Gewerkschaft immer wieder die Versicherung zu hören, daß die Gewerkschaften bereit seien, auf höhere Löhne zu verzichten, wenn die Preise gehalten werden könnten. Von Unternehmerseite aber sieht man die Preise gerade durch die expansive Lohnpolitik gefährdet. Alle wollen also angeblich das gleiche. Wo ein ehrlicher politischer Wille ist, läßt sich auch ein Weg und eine Technik finden. Warum wird nicht ernst gemacht mit dem wiederholt geäußerten Vorschlag, an Stelle des allmählich abgenutzten Wortstreits endlich zu einem Gespräch zu kommen, das die Lohnpolitik als einen heute geradezu entscheidenden Bestandteil der allgemeinen Wirtschaftspolitik zum Gegenstand hat?

(Süddeutsche Zeitung)

Produktivität und Lohn

Mit der Problematik der nach der Produktivität orientierten Lohnpolitik setzte sich (vor der Gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft Frankfurt) Dipl.-Volkswirt Matthöfer auseinander... In der wirtschaftspolitischen Diskussion tauche immer wieder die Behauptung auf, die Lohnerhöhungen dürften die Produktivitätssteigerung nicht überschreiten. Die Arbeitgeber und ihre Presseorgane machten den Gewerkschaften den Vorwurf, die Löhne seien stärker gestiegen und die Lohn-

politik daher insbesondere seit Mitte 1955 inflatorisch. Matthöfer warf die Frage auf, ob zwischen Produktivität und Löhnen nicht vielmehr ein umgekehrt kausales Verhältnis bestehe, nämlich daß erst die steigenden Löhne und damit der höhere Verbrauch den Produktivitätszuwachs bedingten... Es gäbe keinen objektiven Maßstab, die Produktivität zu bestimmen und sie im Zeitvergleich zu messen. Im Krieg oder in Krisenzeiten sei erfahrungsgemäß die Zuwachsrate weit geringer als in Friedenszeiten. Bei einer Produktivitätsorientierten Lohnpolitik könne daher nur der Produktivitätszuwachs der Friedenszeit maßgebend sein. Außerdem sei die Zuwachsrate in den einzelnen Wirtschaftszweigen verschieden groß. So habe bei einer durchschnittlichen Produktivitätserhöhung um 10 Prozent die Zuwachsrate in der eisenschaffenden Industrie 18 Prozent betragen. Anstatt die Preise zu senken, bestehe dieser Industriezweig auf den Genuß einer Fortschrittsrente. Seit 1949 sei der Anteil der Löhne und Gehälter am Sozialprodukt von 43,6 auf 41,2 Prozent gefallen. Dabei müsse berücksichtigt werden, daß die Bundesrepublik damals nur 13,5, heute aber rund 18 Millionen Beschäftigte zählte.

(Frankfurter Rundschau)

Weltinflation

Prof. Dr. Adolf Weber erklärt in der „Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen“: „Zum erstenmal in der Wirtschaftsgeschichte haben wir eine die ganze freie Welt heimsuchende Inflation.“ Weber verspricht sich wenig von Änderungen der Wechselkursparitäten, denn: „will man dem jeweiligen Stand der in- und ausländischen Kaufkraftparität durch Änderung der Wechselkurse Rechnung tragen, so würden hier Aufwertungen, dort Abwertungen am laufenden Band erfolgen müssen.“ Da es sich um internationale Probleme handele, werde man von den nationalen Notenbankmitteln zur Bekämpfung der Inflation nicht zuviel erwarten können. „Gefährlich wäre es, wenn eine allzu rücksichtslose Bekämpfung der Inflation in einem Lande eine destruktive Deflation nach sich ziehen würde. Das könnte leicht dahin führen, daß dann, wenn schließlich die erforderliche Generalbereinigung auf internationaler Grundlage erfolgt, diejenigen, die durch destruktive Deflation und die damit verbundene langfristige Lähmung der Unternehmerenergie die Inflation unterdrückt haben, den kürzeren ziehen müßten gegenüber den anderen Ländern, die sich einer vorsichtigeren Geldpolitik bedienten. Die vielgerühmten Instrumente der Zentralnotenbank sind — rechtzeitig angewandt — vortrefflich, um eine Inflation zu verhüten, aber wenig tauglich, um eine voll in Gang befindliche Weltinflation nachhaltig zu bekämpfen.“ Einen Ausweg aus der „Weltinflation“ erblickt Prof. Weber in der „Wiederherstellung einer internationalen Arbeitsteilung auf weltwirtschaftlicher Grundlage, deren Kernstück das geeinte Europa mit Ein-schluß Großbritanniens und in Anlehnung an das Commonwealth sein müßte.“

Das interessiert die Frau

Alleinstehende Mütter suchen Halt an ihren Kindern

„Du bist doch alles, was ich noch von diesem Leben habe“, sagen oft Mütter und alleinstehende Frauen zu ihrem Kinde, ohne zu ahnen, welche ungeheure Verantwortung sie damit auf die Kinder laden, die ungeeignet sind, einen Schirm gegen die Lebensunbilden für die Mütter darzustellen.

Die mehr als zweifelhafte Situation der heutigen Familien wurde Anlaß zu vielen Abhandlungen, besonders im Zusammenhang mit den Ausschreitungen von Halbwüchsigen, die man so gern als „Hälbstarke“ bezeichnet. Familien ohne Väter, Väter, die keine Zeit haben, Väter, die als Leitbild ungeeignet sind, die schwere Vergangenheit der Kriegs- und Nachkriegsjahre, die bei jungen Menschen folgerichtig zu einer egoistischen Lebensauffassung führen mußten. Mütter, die nicht wissen, wo ihre Kinder sind. Mütter und Väter, deren ganze Erziehung in Nörgeln und im Schimpfen besteht, die meinen, Ermahnungen könnten das Vorbild ersetzen. Das alles wird als Hintergrund für das Bild der Jugend aufgeführt. Erschreckende Zahlen von Kindern und Jugendlichen, die sich selbst überlassen bleiben, werden immer wieder bekannt. Aber wo bleibt die Abhilfe?

Alle diese Zustände haben zweifellos die Jugendlichen in eine sehr schwierige Situation gebracht, denn niemand will wohl leugnen, daß diese fehlgeleiteten Lebensimpulse im Grunde auf eine todtraurige Situation schließen lassen.

Revolutionär war die Jugend schon immer,

heute fehlt es ihr lediglich an jeglichem Ideal, für das zu revoltieren sich lohnt. So krakeelen sie ohne jedes Leitmotiv. Irgendeinen Nutzen haben sie von diesem ihrem Treiben nicht. Sie wollen wohl nur Fesseln sprengen und wissen nicht, wo die Freiheit liegt.

Aber ist die „Krankheit der Jugend“ wirklich immer nur in einer Vernachlässigung zu suchen? Niemand hat bisher die Hunderttausende von Müttern erwähnt, die ihre ganze Liebe allein auf die Kinder schütten, weil sie ihr Gefühl nicht mehr zwischen Mann und Kind teilen können. Und auch das kann zu einem Problem werden. Solche Mütter nehmen von ihren Kindern in einem Maße Besitz, das bei näherer Betrachtung bedenklich stimmen kann.

Wie immer — alle Hochachtung vor den Müttern, die in rührender Weise nur für ihre Kinder da sind, für sie leben und arbeiten und auch alles für sie opfern. Doch die Mütter selbst sollten ihre Gefühle nicht für gar so selbstlos halten. Sie geben ihr Leben, doch sie erwarten nur zu oft auch das Leben der Kinder als Lohn für sie zurück. Sie vergessen dabei oft, daß auch die Kinder Schutz, Wärme und Liebe sowie eine führende Hand brauchen für das Leben, um ebenso wie die Mütter standhalten zu können. Solche Mütter schaffen, ohne es selbst zu ahnen, Bindungen, die das Kind wie mit Ketten fesseln.

Das „Muttersöhnchen“ war noch nie eine beneidenswerte Figur,

sei es in der Schule, sei es im Leben draußen, und heute wird sie dazu noch mit der ganzen Verantwortung für das Glück der Mutter belastet. Bei aller Liebe zum Kinde sollten die alleinstehenden Mütter immer danach trachten, ein erfülltes Leben zu haben, in das das Kind jederzeit schutzsuchend heimkehren kann. Aber es darf nicht so aussehen, daß die Mutter einsam zurückbleibt, wenn das Kind ganz natürlich seine Vergnügungen außer Haus sucht. Nichts ist schwerer, als die Fesseln einer aufopfernden Liebe zu sprengen. Jeder anständige Mensch wird sich dabei ein wenig schuldig vorkommen. Und doch hindern auch diese Fesseln am Leben.

Nur selten wird eine starke „Mutter-Kind-Bindung“ bewußt als lästig empfunden. Nur zu leicht wachsen die Kinder selbst in solche Beziehung hinein und fühlen sich sogar nicht unglücklich dabei. Doch ihre Entwicklung geht auf diese Weise falsche Wege. Das Elternhaus sollte ein Nest sein, in dem man reif für das Leben wird, nie darf es eine Wand werden, die sich zwischen den jungen Menschen und das Leben stellt. Kinder müssen und sollen dem Elternhaus entwachsen auf eine natürliche und folgerichtige Weise. So falsch es ist, wenn sie zu früh sich selbst überlassen bleiben, so falsch ist es, wenn sie zu lange und zu intensiv gebunden werden.

Was soll ein Mann tun?

Wo liegen Kohlen?

Kohlen liegen im Keller. Das weiß jedermann. Auch Hans wußte das. Hans war lange genug verheiratet.

„Dort steht der Eimer“, sagte Edith.

„Das weiß ich“, murkte Hans. „Schließlich hole ja ich die Kohlen. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, jahrein, jahraus.“

„Du siehst, daß ich Teig knete“, parierte Edith.

Wütend schnappte Hans den Eimer. Trottete in den Keller. Stieg über die Planke. Schleppte Kohlen in den Eimer. Trottete treppauf. In die Küche.

„Da“, sagte Hans. Er stellte den Eimer voller Kohlen vor den Ofen.

„Ist das alles?“ meinte Edith. „Auch das Zimmer muß geheizt werden. Oder willst du frieren?“

Hans wollte nicht frieren. Er holte zwei, drei Eimer voll.

*

Eines Tages kam Hans frohgelaunt in die Küche, schnappte den Eimer.

„Wo willst du hin?“ fragte Edith.

„In den Keller, Kohlen holen.“

Noch ehe Edith etwas erwidern konnte, war Hans im Keller, schleppte Kohlen in den Eimer und stand wieder in der Küche. Hans holte drei, vier Eimer voll.

Edith war überrascht. Plötzlich stockte ihr Herz.

„Du, Hans?“ fragte Edith. „Was ist mit dir los?“

„Was soll los sein mit mir?“ fragte Hans zurück.

„Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu. Du holst Kohlen aus dem Keller, ohne daß ich ein Wort sage. Da stimmt doch was nicht. Du bist wie ausgewechselt in den letzten Tagen. Daß ich nicht gleich darauf kam. Am liebsten möchtest du mir jede Arbeit abnehmen. Aber ich kenne mich aus, ich bin nicht so dumm. Du tust das alles nur, damit ich nichts merke. Aber ich merke es doch. Du hast eine Freundin!“

Hans war sprachlos.

Er hatte — Hand aufs Herz! — weder eine Freundin noch eine Geliebte noch überhaupt etwas Derartiges. Hans hatte lediglich einmal nett sein wollen zu seiner Frau. Was nützt es ihm, wenn Edith es ihm nicht glaubte. Erst als Hans wieder zu murren und zu knurren begann, wenn er Kohlen holen sollte, beruhigte sich Edith.

Nun frage ich: Was soll ein Mann tun?

Witwenrente in Schweden

Neuerdings beziehen Witwen in Schweden nach dem Tode ihres Mannes seine Altersrente zehn Jahre lang in voller Höhe weiter. Erst nach Ablauf dieser Frist wird die Rente um 5 v. H. verringert, aber die verbleibenden 95 v. H. stehen ihnen auf alle Fälle bis zum Tode zu. Diese Witwenversorgung ist die großzügigste aller europäischen Länder.



Unser Briefkasten

An den Hüttenkieber!

Hüttenkickers Ausdrucksweise ist für mich Humorenspeise. Deine Nachrichten gefallen in der großen Mehrheit allen. Lappes steht dir an der Seite, dieser Unfall-Ungescheite, er macht's falsch, du eben richtig, mit Humor und doch weitsichtig. Zum Beispiel Automation. Ganz famos, man holt nur den Lohn. Diese goldne Zukunftszeit, tolle Angelegenheit. Denke mit Humor darüber, dann verstehst du es, mein Lieber. Mit dem Lieber mein ich dich, dich, den Kollegen Fürchterlich. Mopsen, klauen, komm-mit-du-frierst, auf der Arbeit du dann noch hier'st, diese Frechheiten sind nicht schön; dann geh: Auf Nimmerwiedersehn. Des Hüttenkickers Fingerzeig: durch so was wirst du niemals reich.

Die Seite lohnt sich stets zu lesen, dann weiß man auch, was losgewesen. Vieles wird dort stets berichtet, durch die Wahrheit gut belichtet. Kinder-, Sport- und Tanzvergnügen, man kann sich vor Lachen biegen. Deshalb muß ich dir eingestehen, was aus den Seiten ist geschehn: Ein Nachschlagewerk, nur noch klein. Doch sammle ich — es braucht nicht kostenlos, ohne Risiko. [sein — Bei Briefmarken bin ich k.o., weil mit Kostbarkeiten schlecht bei. Bei Hüttenkieber spar ich Geld. [stellt. Immer kommen Neuauflagen, zünftig, nett, das muß man sagen. Eine Angewohnheit ist es von mir, lese ich, dann zuerst bei dir. Dann bin ich schon vorbereitet, was im Heft ist ausgeweitet. Wunsch dir ein recht langes Leben, weil Humor du uns gegeben. In der heutigen Zeit ganz wichtig! Hüttenkieber! Du liegst richtig.

Adalbert Giezek, Zementfabrik

F. W., Steinfabrik

Die sich abnahnende Entwicklung zur Automation wird auch als „zweite“ industrielle Revolution bezeichnet. Also muß es doch schon einmal eine industrielle Revolution gegeben haben. Um was für eine Erscheinung handelt es sich in diesem Falle bzw. was für Folgen hatte sie?

Als erste industrielle Revolution bezeichnet man die Industrialisierung schlechthin. Revolution bedeutet Umwälzung und Umwertung, und die Industrialisierung brachte eine so tiefgehende Umgestaltung mit sich, daß

sich der Ausdruck „Revolution“ für diese Entwicklung zwangsläufig aufdrängte. Revolutioniert wurde vor allem die Art der menschlichen Arbeit: Im alten überlieferten Handwerksbetrieb war die Arbeitsteilung nur so weit entwickelt, daß verschiedene Menschen je verschiedenartige Produkte herstellten. Aber ein Mensch stellte das fertige Produkt allein von Anfang bis Ende her. Dadurch konnte er auch voll und ganz den Sinn und Zweck seiner Arbeit einsehen. Die Industrialisierung führte die Arbeitsteilung bis zur Mechanisierung durch, so daß der einzelne nur noch winzige Teilarbeit zu verrichten hatte, deren Zweck für das Ganze er niemals zu erfahren braucht. Die Arbeit wurde dadurch zur Funktion.

Weiter wurden von der Umwälzung die Art des menschlichen Lebens und

der Gesellschaftsordnung ergriffen: Im alten Handwerksbetrieb arbeiteten eine Anzahl von Menschen um den Kern einer Familie herum zusammen. Die Familie war Arbeitsgemeinschaft. Diese Hausarbeitsgemeinschaft wurde durch die Industrialisierung zerstört. Die Hilfskräfte leben nicht mehr in dieser Gemeinschaft zusammen. Die Familie wird zur Konsumgemeinschaft. Die Dorf- und Kleinstadt-Gesellschaftsordnung wird zur Großstadt- und Industrie-Gesellschaftsform. In früher nie gekanntem Ausmaß entstanden nichtgegliederte Massen.

Die psychologisch-soziologischen Folgen dieser ersten industriellen Revolution bilden also folgende Entwicklungsreihe: Arbeitsteilung — Mechanisierung — Massenverbrauch — Vereinheitlichung des Konsums — Vermassung.

Wir tauschen Wohnungen

Biete: 3 Zimmer mit Bad und Abstellraum, 42 qm, Neubau, Werksnähe, Miete 50,— DM.

Suche: 3½ Zimmer, auch südl. Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM. (29)

Biete: 2 Zimmer mit Bad, Vorratskammer, Abstellraum, abgeschlossen, 34 qm, Werksnähe, Miete 38,— DM.

Suche: 2 Zimmer in Lünen, Miete bis 40,— DM. (30)

Biete: 2 Mansardenzimmer mit Gas- und Wasseranschluß, 17 qm, Keller, Miete 11,— DM.

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, auch Vorort Dortm., Miete bis 45,— DM. (31)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, Altbau, 24 qm, Werksnähe, Miete 32,50 DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, auch in Vorort Dortmunds, Miete bis 45,— DM. (32)

Biete: 3 Zimmer mit Balkon, 4. Etage, große Räume, Zechenwohnung (Kaiserstuhl I), Miete 34,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, mögl. Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (33)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, mit nicht eingerichtetem Bad, Miete 43,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, mögl. Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (34)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, Altbau, mit Stall und Garten, Miete 42,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete bis 100,— DM. (35)

Biete: 2 Zimmer, Diele und Bad, insg. 40 qm, Miete 58,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, auch Vorort Dortmunds, Miete bis 75,— DM. (36)

Biete: 2 Zimmer, Altbau, 32 qm, Miete 28,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, auch auswärts mit guter Bahnverbindung, Miete bis 80,— DM. (37)

Biete: 2½ Zimmer mit Balkon und Bad, 40 qm, Neubau, Miete 50,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 75,— DM. (38)

Biete: 2 Zimmer mit Diele und Balkon, 32 qm, 2. Etage, Miete 31,— DM.

Suche: 3 Zimmer mit Bad, möglichst Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (39)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische und Bad, 2. Etage, Miete 41,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Küche und Bad, möglichst Hoeschviertel (Werkswohnung), Miete bis 60,— DM. (40)

Biete: 2 große Zimmer, abgeschlossen, mit Toilette, Miete 34,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM. (41)

Biete: 3 Zimmer mit Bad, Miete 50,— DM.

Suche: 4 Zimmer mit Bad, Miete bis 100,— DM. (42)

Biete: 2 Zimmer, große Räume, abgeschlossen, Miete 35,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, mögl. Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (43)

Biete: 3 Zimmer, große Räume, mit Brausebad, Vorratskammer, Besenkammer.

Suche: 2½—3 gleichwertige Räume, im Osten oder Süden Dortmunds. (Gem. Wohnungsbaugesellschaft). (44)

Biete: 3 Zimmer, Diele, Bad und Balkon, 1. Etage, Werksnähe, Miete 39,50 DM.

Suche: 3½—4 Zimmer mit Bad, mögl. Osten, Miete bis 100,— DM. (45)

Biete: 3 Zimmer, neu aufgebaut, 54 qm, Miete 54,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, Miete bis 65,— DM. (46)

Biete: 3 Zimmer mit Brausebad, abgeschlossen, 3. Etage, Werksnähe, Miete 44,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer mit Bad oder Brause, möglichst im Osten, Miete bis 70,— DM. (47)

Biete: 4 Zimmer und Kochküche, Balkon, Speisekammer, Werksnähe, Miete 58,— DM.

Suche: 3 Zimmer und Kochküche, mögl. mit Bad, in Vorort Dortm., Miete bis 65,— DM. (48)

Was wird für die Gesundheit der Montanarbeiter getan?

„Arbeitsschutz kennt keine Grenzen.“ Mit diesem Satz kennzeichnete treffend Dr. Claas, Generalsekretär des Forschungsausschusses für Hygiene und Arbeitsmedizin bei der Hohen Behörde, die Bemühungen um die Gesundheit der Montanarbeiter Westeuropas. Daß die Bundesrepublik auf dem Gebiet der Arbeitshygiene hierfür einen wertvollen Beitrag liefert, konnten die Mitglieder einer von Dr. Claas geleiteten Arbeitsgruppe des Forschungsausschusses bei ihrem Besuch des Hygienischen Instituts des Ruhrgebietes in Gelsenkirchen feststellen.

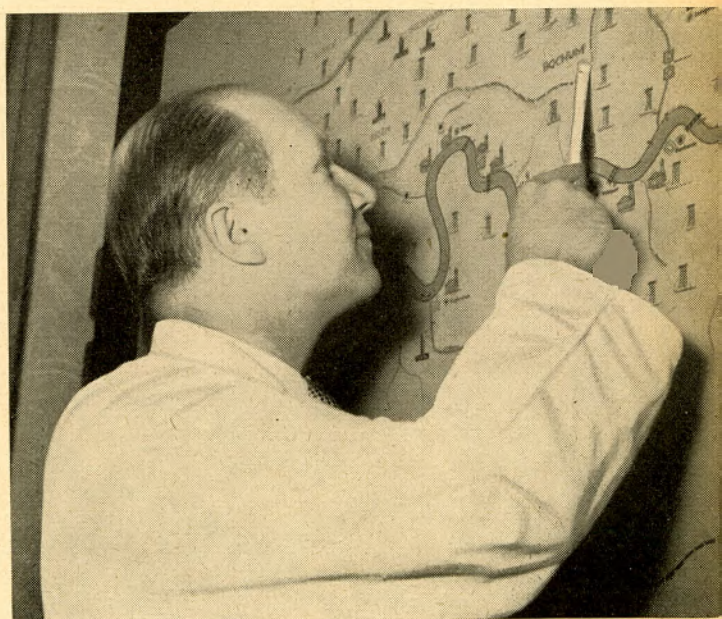
Seit über 50 Jahren steht das Gelsenkirchener Institut im Herzen des Reviers an vorderster Front in der Bekämpfung der Industrie-Berufskrankheiten. Während bei seiner Gründung die seuchenhafte Ausbreitung des eingeschleppten Hakenwurms unter den Bergleuten an der Ruhr verhindert werden mußte, gilt es in unseren Tagen vor allem, der Silikose, der Hitze und dem Lärm sowie den Vergiftungen durch Kohlenoxyd Herr zu werden. Als jüngsten Forschungsauftrag der Hohen Behörde erhielt das Institut, das gegenwärtig 80 Angestellte beschäftigt, die „Feststellung einer Kohlenoxydgefährdung an verschiedenen Arbeitsplätzen“. Die Arbeitsgruppe, die aus Kohlenoxyd-Experten aus allen Ländern der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl besteht, überzeugte sich nicht nur im Laboratorium, sondern auch am Hochofen und in den Kokereien von der hygienischen Pionierarbeit der deutschen Ärzte, Biologen und Chemiker im Kampf gegen dieses heimtückische Gift. Im Jahre 1955 waren es immer noch 1300 Fälle, die vom Institut als „akut Vergiftete“ erkannt worden waren.

Der Arbeiter am Hochofen

ist insbesondere diesem unsichtbaren und geruchlosen, aber gefährlichen Gas ausgesetzt; ebenso bildet Kohlenoxyd einen Bestandteil der Grubengase. Ein Kohlenoxydgehalt der Luft von 0,15 % kann schon zu einer gefährlichen Vergiftung führen, und bei 0,37 % tritt nach zweistündiger Einatmung der Tod ein. Dies ist die Krankheitserscheinung oder das Syndrom, wie der Arzt sagt: plötzlich fällt ein Mann am Hochofen um, er klagt über Schwindel, Kopfschmerzen, Augenflimmern und Übelkeit, Blut und Schleimhäute färben sich hellrot. Der Werkarzt entnimmt sogleich eine Blutprobe und sendet sie an die Bergbauhygienische Abteilung des Institutes, in dem mit Hilfe der Testfleckenmethode der Kohlenoxydgehalt geprüft werden kann. Es handelt sich hierbei um ein einfaches, aber sicheres Verfahren, zu dem nur einige Gefäße und Röhren aus Glas sowie Gummischläuche benötigt werden. Das vergiftete Blut wird schließlich durch einen Filter geleitet, in dem ein Flecken zurückbleibt. An der Stärke des Fleckens erkennt man den Grad der Kohlenoxydvergiftung. Am Arbeitsplatz dient der Träger-Messer zur Feststellung des Kohlenoxydes in der Luft. In den mit allem neuzeitlichem Komfort ausgestatteten Krankenhäusern des Reviers findet dann

der vergiftete Montanarbeiter eine schnelle Heilung. Die Experten der Hohen Behörde waren beeindruckt von den Leistungen des Gelsenkirchener Institutes, dessen Erfahrungen auch den anderen Partnern der Montanunion zugute kommen. Es ist geplant, die Verbesserung der Dosierungsverfahren zu untersuchen, um die Messungen zu vereinfachen und vergleichbar zu machen. Diese Forschungen werden von bestimmten Instituten in den Ländern der Montanunion gleichlaufend durchgeführt. Weitere Forschungen sollen die Folgeerscheinungen einer Kohlenoxydaufnahme auf die Muskularbeit einerseits und auf die Herz- und Gehirntätigkeit andererseits ermitteln. Sie sind für die Vorbeugung, Untersuchung der Arbeitsfähigkeit und für die Unfallverhütung von großem Wert. Durch die Finanzierung eines Forschungsprogrammes auf dem Gebiet der Arbeitsmedizin und Arbeitshygiene hat die Hohe Behörde die Forderung des Artikels 55 des Vertrages über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl bereits teilweise erfüllt. Für die nächsten vier Jahre sind für diesen Zweck rund fünf Millionen DM bereitgestellt worden. Nach Artikel 55 hat die Hohe Behörde die technische und wirtschaftliche Forschung für die Erzeugung und Steigerung des Verbrauchs von Kohle und Stahl sowie die Betriebssicherheit in diesen Industrien zu fördern. Die im Februar in Luxemburg zu Ende gegangene Grubensicherheitskonferenz, an der Experten aus allen Ländern der Montanunion teilnahmen, wird neue Vorschläge zur Förderung der Gesundheit der Montanarbeiter der Öffentlichkeit unterbreiten.

Prof. Dr. med. Joachim Wüstenberg,
Direktor des Hygienischen Institutes in Gelsenkirchen





Kurz vor dem Radfahrer hielt der Polizeiwagen. Ein Polizist stieg aus. Als der Radfahrer herangekommen war, sagte er zu ihm: „Sie sind ohne Licht gefahren.“ „Ach, Herr Wachtmeister, ich...“, begann der Radfahrer, aber der Beamte unterbrach ihn: „Kommen Sie doch bitte erst mal mit dem Rad hier ins Licht vor die Scheinwerfer.“ Als der Radfahrer der Aufforderung nachgekommen war, warf der Polizist einen prüfenden Blick auf das Rad, dann nickte er geradezu verbittert: „Genauso hab ich mir das gedacht. Auch der Tretstrahler ist völlig verschmutzt. Wenn Sie mit einer gebührenpflichtigen Verwarnung einverstanden sind, zahlen Sie jetzt zwei Mark und melden sich morgen auf Ihrem zuständigen Polizeirevier, nachdem Sie vorher die Mängel an Ihrem Rad beseitigt haben.“

„Ach, Herr Wachtmeister“, sagte der Mann, „ich hab doch nur mal ins Nachbardorf fahren wollen. Hier auf der Straße ist doch fast kein Verkehr. Muß ich denn wirklich zahlen?“

„Gut“, sagte der Wachtmeister, obwohl er keineswegs so aussah, als ob er glaubte, daß irgend etwas gut sei, „gut, ich will Ihnen einen Vorschlag machen.

Fünf Kilometer von hier entfernt wohnt eine Frau. Wollen Sie zu ihr hinfahren und ihr etwas bestellen? Nicht mit Ihrem Rad natürlich; ich würde Sie selbst mit dem Wagen hinbringen. Es geht mir nämlich nicht sosehr um das Hinfahren, es geht mir eigentlich um die Bestellung, die Sie dann übernehmen müßten.“

Der Radfahrer bewegte erstaunt den Kopf. „Und was soll ich ihr bestellen?“ „Sie müßten ihr bestellen“, sagte der Wachtmeister, „daß ihr Mann heute abend nicht zurückkommen wird. Sie müßten das alles sehr behutsam machen: einmal der Frau wegen und dann auch, um die drei kleinen Kinder nicht zu wecken, die sicher längst schlafen werden. Sie müßten ihr dann sagen, daß ihr Mann einen Unfall gehabt hat — dann warten Sie wohl am besten erst ab, wie sie es erträgt. Ich selbst werde es jedenfalls so machen, wenn Sie etwa auf meinen Vorschlag nicht eingehen sollten.“

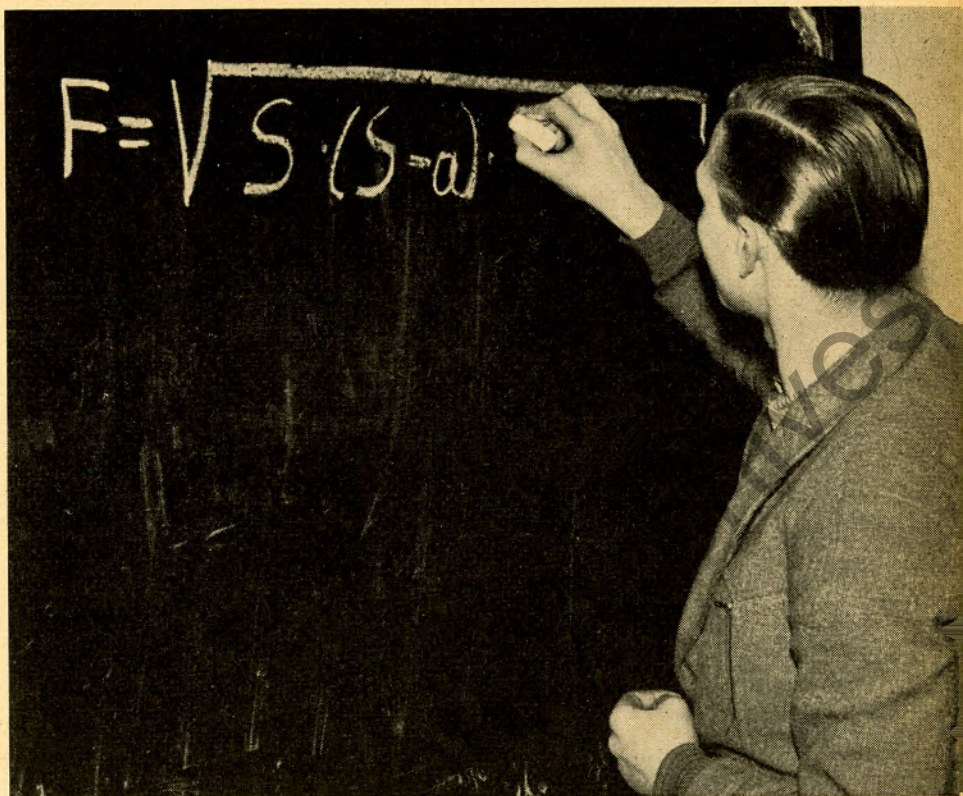
„Und dann?“ fragte der Mann mit dem Rad und räusperte sich, weil seine Stimme etwas belegt war. „Und dann müssen Sie ihr schließlich die volle Wahrheit sagen. Daß ihr Mann auch morgen und übermorgen nicht komme, daß er überhaupt nicht mehr heimkommen wird. Daß er tot ist. Daß er vor ungefähr einer Dreiviertelstunde auf einer Straße überfahren wurde, auf der sonst eigentlich gar nicht viel Verkehr ist, nur weil er mit einem unbeleuchteten Fahrrad fuhr, an dem außerdem die Rückstrahler vollkommen verschmutzt waren. Sie brauchen ihr noch nicht zu sagen, daß er noch eine halbe Stunde unter furchtbaren Schmerzen gelebt hat — das erfährt sie noch früh genug.“

Als der Beamte schwieg, blieb auch der Mann noch kurze Zeit still. Dann fragte er: „Müssen Sie jetzt dorthin?“ „Ja“, sagte der Beamte bitter. „Und jetzt werden Sie auch wissen, daß ich Ihnen die zwei Mark auf jeden Fall abnehmen werde — und wenn es Ihre letzten wären. Sie kommen dann noch immer gut dabei weg.“

Während der Mann das Geld abzählte, schrieb der Polizist die Quittung. Dann ging er zum Wagen, stieg ein und fuhr ab. Der Mann mit dem Rad sah ihm sehr nachdenklich nach.



„Wer macht mit?“



fragte die Abteilung Jugendwesen 380 jugendliche Belegschaftsmitglieder und schlug ihnen ein Programm über Veranstaltungen, Schulungen und Gruppenabende vor.

Diese Aktion löste ein beachtliches Echo aus: 121 Fragebogen kamen zurück. Das bedeutet eine Beteiligung von 32 Prozent. Im Durchschnitt waren von jedem vier Interessengebiete angegeben worden. Die Verteilung sieht im einzelnen wie folgt aus:

1. Veranstaltungen

Opern	36 Prozent
Operetten	71 „
Sinfoniekonzerte	5 „
Kammerkonzerte	3 „

2. Schulungen

Deutsch	30 „
Rechnen	50 „
Esperanto	15 „
Gewerkschaftskunde	10 „
Arbeitsrecht	7 „
Geschichte	22 „

3. Gruppenabende

Fotografie	30 „
Filmstunde	54 „
Laienspiel	13 „
Volkstanz	7 „
Musik	13 „

Auf Grund dieser Angaben war es möglich, den einzelnen Interessengruppen bei der Verwirklichung ihrer Wünsche zu helfen:

Die an den Veranstaltungen interessierten Jugendlichen sind listenmäßig erfasst worden und bekommen die Einladungen bzw. die verbilligten oder freien Eintrittskarten ins Haus gesandt.

Für die Schulungen wurden geeignete Lehrkräfte herangezogen, die die einzelnen Fachgruppen unterrichten.

Die an Gruppenabenden Interessierten wurden auf die in der Gewerkschaftsjugend bestehenden Einrichtungen hingewiesen oder aber, wenn es sich um Kurse handelte, wie z. B. der für Fotografie, an das Fritz-Hensler-Haus weitergemeldet, das als weit über Dortmunds Grenzen hinaus bekannte Institution in solchen Dingen vorbildliche Arbeit leistet.

Das ist also, nüchtern betrachtet, die Durchführung einer Aktion und deren Ergebnis. Was hierbei aber nicht zum Ausdruck kommt, ist etwas ganz anderes, das sich auch nicht durch Erfolgstatistiken ausdrücken läßt: daß unsere Jugend sehr wohl darauf bedacht ist, sich weiterzubilden und daß sie Freude am echten persönlichkeitsbildenden Gemeinschaftsleben hat. Schon einmal konnten wir im Oktoberheft 1956 unserer Werkzeitschrift in einer Vergleichstatistik über die Mitglieder in der Büchergilde Gutenberg nachweisen, daß die Jugend im Verhältnis zu den Erwachsenen mehr als doppelt soviele Bücherbezieher stellt. Hier finden wir eine erneute Bestätigung; denn alle Jugendlichen, die hier „mitmachen“, tun es freiwillig und — wohlgerne — nach Feierabend.



Das ist „Ihre“ Meinung

In unserem heutigen Auswertebereich wenden wir uns noch einmal der Frage 8 — „Welche Artikel lesen Sie am liebsten?“ — zu. Wie sicherlich erinnerlich, galt es hier, 16 Artikelgruppen so zu ordnen, daß die beliebteste an erster Stelle, die am wenigsten beliebte an 16. Stelle stand.

Wir haben nun für die Auswertung dieser Frage verschiedene Gruppen gebildet, und zwar nach dem Lebensalter, um zu sehen, ob innerhalb dieser Gruppen die Meinungen grundlegend voneinander abweichen.

Die Einteilung sieht folgendermaßen aus:

Gruppe I	bis 18 Jahre
Gruppe II	19 bis 30 Jahre
Gruppe III	31 bis 40 Jahre
Gruppe IV	41 bis 50 Jahre
Gruppe V	51 bis 65 Jahre
Gruppe VI	ab 66 Jahre

In der folgenden Tabelle haben wir die Meinungen der einzelnen Gruppen nebeneinandergestellt:

„Welche Artikel lesen Sie am liebsten?“

Thema	Gruppe					
	I	II	III	IV	V	VI
Die Betriebsabteilungen	10	8	5	4	3	1
Zur Geschäftslage	12	9	4	7	4	3
Die Bedeutung unserer Erzeugnisse	9	6	2	5	2	2
Mensch und Betrieb	6	1	1	1	1	4
Kultur und Wissen	3	3	3	6	6	6
Ausbildung u. Weiterbildung	2	5	6	8	8	9
Sport, Erholung, Urlaub, Ausflüge, Betriebsfeiern	1	4	7	9	9	12
Tagungs- und Versammlungsberichte	15	15	12	15	11	14
Reiseberichte	4	7	9	11	10	8
Anekdoten, Humor, Rätsel	5	11	11	10	14	13
Gesetz, Recht, soziale Einrichtungen	13	10	8	3	5	5
Kommentare und Glossen	14	14	14	14	16	15
Briefkasten, persönliche Mitteilungen	11	13	13	13	13	11
Blick in die Presse						
Politik	16	16	16	16	12	10
Das interessiert die Frau	7	12	15	12	15	16
Unfallverhütung, Gesundheitsfürsorge	8	10	2	7	7	7

Dieses scheinbar so verwirrende Zahlenbild löst sich bei genauerer Betrachtung in ein sinnvolles Nebeneinander auf, aus dem sich viele Gesetzmäßigkeiten und Regelmäßigkeiten erkennen lassen.

Gehen wir die einzelnen Artikelserien noch einmal durch:

„Die Betriebsabteilungen“

ist eine Artikelserie, die mit zunehmendem Alter immer höher eingestuft wird, um schließlich bei unseren ältesten Lesern an erster Stelle zu rangieren. An und für sich ist dieser Verlauf durchaus natürlich:



Die Jüngsten sind dem Werks-geschehen noch nicht so sehr verbunden wie die Älteren, und die Ältesten endlich wollen alles über das Werk wissen, auf dem sie doch einen großen Teil ihres Lebens verbracht haben.

Wenn wir aber hier dieses durchaus normale Ergebnis so herausstellen, dann wollen wir damit zeigen, daß die Ergebnisse unserer Umfrage echte Ergebnisse sind, d. h., sie sind nicht auf Zufälligkeiten begründet, sondern sind die Frucht eingehender Überlegungen unserer Leser. Das bedeutet wiederum für uns, daß wir uns auf diese Ergebnisse bei der Gestaltung unserer Zeitung stützen können.

Ein ähnliches Bild zeigt die folgende Themengruppe

„Zur Geschäftslage“

Auch hier bringt das fortgeschrittene Alter mehr Interesse auf als die jüngere Generation. Im allgemeinen erfreuen sich Geschäftsberichte wohl keiner besonderen Beliebtheit (wenn wir bei Fachleuten davon absehen wollen). Die relativ hohe Einstufung



— besonders bei den Älteren — aber scheint dem zu widersprechen. Dürften sich hier in diesem Falle nicht die gewerkschaftliche Arbeit und die Auswirkung der Mitbestimmung bemerkbar machen?

Die Artikel, die die Bedeutung unserer Erzeugnisse herausstellen, werden durchweg sehr gern gelesen, von den Älteren wiederum lieber als von den Jüngeren. Die Gründe hierfür haben wir schon einmal angegeben, und zwar im Dezemberheft 1956: Es ist dies eine Widerspiegelung des nicht unberechtigten Stolzes, an Erzeugnissen weltweiter Bedeutung mitgewirkt zu haben.

Die zweifelsohne beliebteste Artikelserie heißt

„Mensch und Betrieb“

Unter dieser Sammelüberschrift stehen alle die Aufsätze und Berichte, die sich mit menschlichen Problemen und zwischenmenschlichen Beziehungen im Betrieb befassen. Alle Altersgruppen, die tatsächlich mitten im Betriebsgeschehen stehen, sind sich darin einig — und sie bekunden es ja eindeutig durch ihre Stellungnahme —, daß dieser hier angesprochene Betriebsfaktor von so eminenter Bedeutung ist, daß jede Gelegenheit benutzt werden muß, hier für die richtige Einstellung und für ein reibungsloses Funktionieren zu sorgen.



Die nächstfolgenden drei Themengruppen

„Kultur und Wissen“

„Ausbildung“

„Sport, Erholung, Urlaub“

zeigen in ihrer Einstufung von den verschiedenen Altersgruppen genau den umgekehrten Verlauf wie bisher: Je jünger der Leser ist, desto höher steigt in



REISEBERICHTE

... ACH WER DA MITREISEN KÖNNTE

seiner Wertung ein Beitrag aus den genannten Serien. Die Gründe liegen auf der Hand: Einmal werden hier Interessenrichtungen angesprochen, die in erster Linie der Jugend vorbehalten sind, zum andern kommen hier aber auch solche Aufsätze zu Wort, die dem Streben der jüngeren Jahrgänge nach Weiterbildung, Fortkommen und Aufstieg gerecht werden. Ähnliche Gründe haben sicherlich auch den Einstufungsverlauf für die Artikelgruppe „Reiseberichte“ bestimmt.

Aus unserer Betrachtung müssen wir nun eine Reihe von Themengruppen herausnehmen, da sie sowohl in der durchschnittlichen Einstufungshöhe wie auch im Einstufungsverlauf innerhalb der Altersgruppen gewissermaßen indifferent sind. Wir können das zwar nicht aus den in unserer Tabelle genannten Zahlen entnehmen, wohl aber aus den verschiedenen Zuschriften, die wir bei unserer Meinungsumfrage erhalten haben. Es sind dies die Themengruppen

Tagungs- und Versammlungsberichte
Kommentare und Glossen
Briefkasten, persönliche Mitteilungen
Blick in die Presse, Politik
Das interessiert die Frau
Anekdoten, Humor, Rätsel.



Die hier bestimmenden Faktoren sind so vielfältig, so verschieden und so individueller Natur, daß ihre Auswirkung auf das Ergebnis kaum verfolgt werden kann. Wir haben das im November- und Dezemberheft 1956 unserer Werkzeitschrift des näheren erörtert. Entnehmen können wir den Ergebnissen aber immerhin, welchen Umfang und welche Häufigkeit wir zukünftig solchen Beiträgen und Aufsätzen zu teilen können.

Die durchschnittliche Einstufungshöhe für die Themengruppe

„Gesetz, Recht, soziale Einrichtungen“

ist der Rangplatz 8. Das scheint auf den ersten Blick recht niedrig zu sein, zumal wenn man bedenkt, daß die in den Beiträgen dieser Artikelserie vermittelten Erkenntnisse und Hinweise doch recht tiefgehende Eingriffe auf das berufliche Leben mit sich bringen können. Wir sagten: „Das scheint so zu sein“; denn der durchschnittliche Rangplatz verliert an seiner Aussagekraft, wenn wir uns die Einstufungen innerhalb der Altersgruppen betrachten:

Der Rangplatz 8 als Durchschnittsplatz kommt nur dadurch zustande, daß die Jugend — und das ist verständlich — sich wenig um Recht, speziell Arbeitsrecht, kümmert und sich auch noch wenig Sorgen um die Sicherung des Lebensabends oder andere in fernerer Zukunft liegende Erfordernisse macht. Schauen wir aber mal die Gruppen an, für die solche Fragen akut werden: Sie messen solchen Beiträgen doch erhebliche Bedeutung zu und bekunden ein offensichtliches Interesse.



Als letzte Artikelserie bleibt noch

„Unfallverhütung, Gesundheitsfürsorge“

Um die Bedeutung dieser Betriebseinrichtungen weiß jeder. Wie groß aber ist das Interesse dafür? Nun, die Jugendlichen sind erzieherischen Maßnahmen und Ermahnungen eher zugänglich, doch ist ihr auch eine gewisse Unbekümmertheit eigen. Das Ergebnis: Rangplatz 8.

Die 19—30jährigen sind offenbar dem Bemühen der genannten Einrichtungen am wenigsten zugänglich.

Nun sind gerade in dieser Lebensphase des Menschen das Draufgängertum, der Hang zum Abenteuer und zum Spiel mit der Gefahr besonders stark ausgeprägt, so daß auch bei unserer Umfrage deutlich wird, um welche Altersgruppen man sich bei dem Streben nach Sicherheit besonders kümmern sollte. Die nächste Altersgruppe mißt dieser Artikelserie die größte Bedeutung zu: Gewonnene Einsicht und Sorge um die inzwischen entstandene Familie mögen hier nicht unbeteiligt sein. Ja, und die nachfolgenden Jahrgänge zählen zu den alten „Betriebshasen“ mit vieljähriger Lebens- und Berufserfahrung, die genau wissen, „wie der Karren läuft“. Ihnen ist durchweg die ruhige Gelassenheit eigen, die zwar viele Situationen meistern kann, dem Sicherheitsingenieur aber oft auch die Haare zu Berge stehen läßt. Das Ergebnis: Rangplatz 7.



HÄTTESTE DIE UNFALLVERHÜTUNG
IN DER WERKZEITUNG GELESEN
WÄR'S DIR NICHT PASSIERT

Kam es uns bei den vorstehenden Betrachtungen darauf an, einmal die Interessenverteilung innerhalb verschiedener Altersgruppen zu zeigen, so bleibt uns zum Schluß dieses Auswertebereiches noch übrig, über die Stärke der Gruppen Auskunft zu geben. Sie ist uns ein wichtiger Hinweis darauf, welche Altersstufen das Gros unserer Leser stellen und welche Artikelgruppen damit eine verstärkte Beachtung finden sollen.

Die Gruppe I stellte	13,1 Prozent der Teilnehmer
Die Gruppe II stellte	20,4 Prozent der Teilnehmer
Die Gruppe III stellte	17,6 Prozent der Teilnehmer
Die Gruppe IV stellte	17,2 Prozent der Teilnehmer
Die Gruppe V stellte	23,2 Prozent der Teilnehmer
Die Gruppe VI stellte	8,5 Prozent der Teilnehmer

Ein Vergleich mit dem Altersaufbau unserer Belegschaft zeigt, daß hier fast die gleiche prozentuale Verteilung vorliegt. Somit haben wir fernerhin die Bestätigung erhalten, daß die zurückgegebenen Fragebogen einen getreuen Querschnitt der von uns Befragten darstellen.

(Wird fortgesetzt)

Das ist meine Meinung

Gleitende Arbeitswoche

In langwierigen Verhandlungen ist es der IG Metall gelungen, die 45- bzw. 42stündige Arbeitswoche für das Land Nordrhein-Westfalen zu erreichen. Damit kommen etwa 250 000 Arbeitnehmer in der eisen- und stahlerzeugenden Industrie endlich in den Genuß eines verlängerten Wochenendes. Für die in den Siemens-Martin- und Elektrostahlwerken und Blockwalzwerken Beschäftigten wird die 42stündige Arbeitswoche eingeführt. Da es sich zum größten Teil um kontinuierlich arbeitende Betriebe handelt, wird hier die gleitende Arbeitswoche eingeführt. Das bedeutet, daß auch der Sonntag als voller Arbeitstag für die davon Betroffenen gilt. Dafür ist dann ein anderer Wochentag der Tag des Ausruhens und der Entspannung. Die in Frage kommenden Werktätigen haben dagegen nichts einzuwenden, denn nach den bisher ausgearbeiteten Plänen hat der Stahl- und Walzwerker mehr Freizeit und auch vor allem ein Mehr an freien Sonntagen gegenüber der alten Arbeitszeiteinteilung. Aber — und das ist uns unverständlich — gerade jenen Kreisen, die sich schon immer um das Wohl und Wehe der arbeitenden Menschen kümmerten und nun erfreut sein sollten, wenn den schwerstarbeitenden Menschen weniger Arbeitszeit aufgebürdet wird, paßt die Einführung der gleitenden Arbeitswoche offenbar nicht. Dieses sprachen auch die Erzbischöfe von Köln und Paderborn in Hirtenbriefen aus. Nichts gegen Hirtenbriefe. Jedoch in dieser so eminent wichtigen Frage wären die Herren Erzbischöfe sicherlich gut beraten gewesen, wenn sie vor der Abfassung ihres Briefes sich besser hätten unterrichten und informieren lassen. Oder sollten die Kirchenfürsten nicht wissen, daß bei der bisherigen Regelung die Stahlarbeiter nur an wenigen Sonntagen im Jahr Gelegenheit zum Kirchgang haben und dann auch nur auf Kosten der recht karg bemessenen Schlafzeit?

Jeder weiß, daß das „deutsche Wirtschaftswunder“ in erster Linie dem restlosen Einsatz aller Werktätigen zu verdanken ist, und nicht zuletzt dadurch, daß es bei diesem Einsatz Menschen gab, die in Tag- und Nacharbeit in ihren Betrieben standen und dabei selbst den Sonntag opferten. Ich kann mich aber nicht entsinnen, jemals in den vergangenen schweren Aufbaujahren das Wort von der „Entheiligung des Sonntags“ vernommen zu haben. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß die Kreise, die jetzt jenes Wort so eifrig ins Feld führen, von dieser fast ständigen Sonntagsarbeit nichts gewußt haben. Sollte ich mich da aber wirklich irren, so hätte man sich meiner Meinung nach vor Abfassung des Hirtenbriefes orientieren sollen, aber nicht etwa bei Behörden und Statistikern, sondern unmittelbar bei den Betroffenen selbst. Jeder Stahlarbeiter wäre z. B. in der Lage gewesen, hier die erforderliche Aufklärung zu geben. Folgende Zahlen beweisen das: Auf Grund einer Umfrage bei den betroffenen Arbeitnehmern eines größeren Hüttenwerkes erklärten 96 Prozent, sie seien nach Einführung der gleitenden Arbeitswoche mit der Sonntagsruhe, und 90 Prozent, sie seien auch mit der Möglichkeit des Kirchenbesuches besser daran.

Warum haben die kirchlichen Stellen nicht auch eine solche Umfrage angestellt? Ich glaube, dieser Hirtenbrief wäre dann niemals geschrieben, und manche schwere Diskussion wäre vermieden worden.

Karl Kowalski, Gleisbau

Von keiner Sachkenntnis getrübt

Es ist erschütternd, was alles über die gleitende Arbeitswoche zusammengeschrieben wird! So schreibt der Chefredakteur einer der CDU nahestehenden Zeitung:

„Aber auch die Arbeitgeber sind zu fragen: Können unsere Ingenieure und Hüttenprofessoren die Produk-

tionsvorgänge in den Siemens-Martin-Stahlwerken und den mit diesen verbundenen Blockstraßen nicht so rationalisieren, daß gleiche Ergebnisse auch ohne das Anfressen des Sonntags und ohne gleitende Arbeitswoche möglich sind? Muß die Maschine den arbeitenden Menschen diktieren? Muß die Maschine letztlich bestimmen, was aus unserem Sonntag wird? Wenn die einzelnen Werke aus eigener Kraft neue mögliche Entwicklungsforschungen zur Befreiung des Sonntags von der Maschinendiktatur nicht leisten können, so muß der Staat mit den notwendigen Mitteln einspringen. Wenn Hunderte von Millionen in die Atomforschung gehen, dann müßten auch einige Gelder für die Rettung des Sonntags vor der Allmacht der Technik greifbar sein. Man hält auch entgegen, daß ohne die Opferung des Sonntags und gleitende Arbeitswoche die Hüttenwerke zum Ausgleich der Arbeitszeitverkürzung nicht mehr wirtschaftlich arbeiten könnten. Auch hier einige Fragen: Wieviel teurer würde dann bei voller Sonntagsruhe die Tonne Stahl werden? Und wenn sie ohne gleitende Arbeitswoche tatsächlich teurer werden müßte, müßten wir uns dann die Rettung des Sonntags nicht einiges kosten lassen?“

Jeder, der auch nur ein wenig Ahnung von einem Hüttenbetrieb hat, lacht bei solchen Ausführungen hinten im Halse. Der Schreiber — und nicht nur dieser — sollte vor Abfassen eines Artikels wenige Minuten in einer der Hütten, die sich an drei Stellen neben seiner Redaktion befinden, weilen, um sich von der zwingenden Notwendigkeit der kontinuierlichen Arbeitszeit zu überzeugen.

Wer den Beruf als Eisenbahner, Straßenbahner, im medizinischen Dienst usw. erwählt, weiß, daß er an manchen Sonntagen arbeiten muß. Das ist unabdingbar. Und wer in ein Hüttenwerk eintritt, weiß, daß die Hochöfen, die nicht für zwei Tage ausgeblasen werden können, den Rhythmus mindestens eines Teiles der Produktion bestimmen. Das ist auch mit der Bereitstellung „einiger Gelder für die Rettung des Sonntags“ nicht zu ändern. Das weiß jeder Hüttenmann — aber die meisten, die über die gleitende Arbeitswoche reden und schreiben, haben von den harten Realitäten eben keinen Dunst.

W. W.

Der Chef

Hohes Fachwissen und überdurchschnittliche Leistungen sind die Voraussetzungen eines Vorgesetzten. Wichtiger aber als alles Fachwissen ist seine Eignung zur Führung und Organisation. Durch die Zwischenschaltung von Fachkräften aller Art ohne Vorgesetztereigenschaften hat sich das Aufgabengebiet eines Vorgesetzten heute mehr und mehr auf reine Führungsaufgaben verlagert, nämlich auf die Aufgabe, zu disponieren, zu kontrollieren, zu koordinieren, Kontakt zu schaffen, Persönlichkeit zu sein und Autorität zu haben.

Alle Forderungen, die an einen Vorgesetzten hinsichtlich Selbstdisziplin und Selbstkontrolle, hinsichtlich ausgleichender Gerechtigkeit, Selbstverzicht, menschlicher Würde, Umgangston mit den Untergebenen, hinsichtlich des Wertes von Kritik und Tadel, hinsichtlich der Kunst des Zuhörens und vieler anderer Dinge mehr gerichtet werden müssen, treffen in erhöhtem Maße auf den eigentlichen Leiter eines Betriebes oder einer Abteilung, auf den Mann — volkstümlich mit „Chef“ bezeichnet — zu. In ihm gipfeln schließlich alle Erfordernisse, die man bezüglich des Fachwissens und der noch höher zu wertenden Führungseigenschaften stellen muß. Er hat in ständiger Schulung an sich seine menschlichen Qualitäten zu erhalten und zu steigern. Von seinem Organisationsgeschick hängt maßgeblich Gedeih und Verderb des Unternehmens ab, mit allem, was davon leben will. Er hat die undankbare Aufgabe übernommen, Vorbild für jeden zu sein, Verzicht zu üben und mehr Pflichten als Rechte zu haben. Falls er nicht Motor ist und es auch bleibt, erlahmt der Eifer; so er nicht ruhig ist und bleibt, erzeugt er Nervosität; so er nicht einfach ist und bleibt, flackert Überheblichkeit auf. Wenn er nicht mit dem Herzen dabei ist und bleibt, macht sich die Härte breit; wenn er nicht Diener ist und bleibt, gibt es lauter Herren. Der Chef ist alles andere als ein „großer Mann“ und sollte auch nie versuchen, es zu werden.

R. Sch.

„HISTÖRCHEN“ aus Dortmunds Umgebung

Das Wunder in Dorstfeld mit einem modernen „Stich“

Es war vor etwas mehr als 60 Jahren, da staunten die biedereren Körner, Brünninghauser, Baroper, ja, selbst die „Großstädter“ Dortmunds über das kleine, enge, etwas spießige, aber dennoch traditionsreiche Dorstfeld im Westen. Denn es gab eines Tages der Umwelt kund und zu wissen, daß die Hauptstraßen mit der neuen Erfindung — nämlich mit elektrischer Beleuchtung — versehen werden sollten. Das war in technischer Hinsicht geradezu „new look“. Selbst die alte Hansestadt Dortmund behielt sich noch mit Gaslaternen.

Die ganze Sache kam „bei Licht besehen“ nun daher: Die heute den gesamten Ortsteil beherrschende, weitverzweigte Zeche „Dorstfeld“ konnte den elektrischen Strom, welchen eine neu angeschaffte Dynamomaschine erzeugte, nicht allein verbrauchen. So stellte sie der Gemeinde den Überschuss zur Verfügung. Diese verwandte ihn für die neue Straßenbeleuchtung. Die Einweihung dieser sensationellen Neuerung wurde von der gesamten Bevölkerung, dem Gemeindevorstand und

zahlreichen Ehrengästen aufs lebhafteste gefeiert. Leider dauerte die Herrlichkeit nicht allzulange. Als die Zeche mit den Jahren wuchs und ihren Strom für sich selbst benötigte, war es aus mit der Herrlichkeit. Die Dorstfelder mußten wieder Anschluß an das Gasnetz der Stadt suchen.

Zu derselben Zeit war schon der Zieglerische „Wintergarten“ an der Emscherbrücke selbst für den Dortmunder „Großstädter“ ein Begriff! Denn hier war dauernd „Betrieb“. Tanzvergnügungen, Theatervorstellungen, Ringkämpfe, Vereinsversammlungen, Maskenbälle (damals sagte man noch nicht Karneval, sondern Fastnacht) gingen am laufenden Band im Zieglerischen Saal über die Bühne.

Aber nicht nur das. Sogar das erste Freibad tat sich damals am Strand der lustig plätschernden Emscher auf. Die „alten Leute“ schüttelten ausgiebig ihre Köpfe ob dieser „Frivolitäten“ und waren nur schwer zu beruhigen. Doch auch diese „Sensation“ hat, genau wie das Licht, nicht allzulange gedauert. Das Freibad ging ein — und erstand glorreicher an anderen Stellen in der Umgebung Dort-

munds, im „Froschloch“ zum Beispiel, nicht weit von Barop entfernt. Aber das haben jene alten Leute von Dorstfeld vielleicht nicht mehr zu erleben brauchen.

Als noch Räuberhauptmann Moor „Auf dem Höchsten“ regierte

Die Strecke Weges auf dem letzten Ausläufer des Ardeygebirges, die heute von Dortmund aus in knapp sechs bis sieben Minuten Autofahrt zurückgelegt wird, war vor vielen Jahren nur unter großer Mühsal einer anstrengenden Wanderung zu erreichen. Und bei Benutzung eines Gefährtes verminderte sich diese Mühsal keineswegs. Denn die Landstraße, zwischen urwaldähnlichen Wäldern gelegen, war nacktes Erdreich. Die jahrzehntealten Räder Spuren und Schlaglöcher bereiteten den Insassen eines Wagens geradezu ein Martyrium.

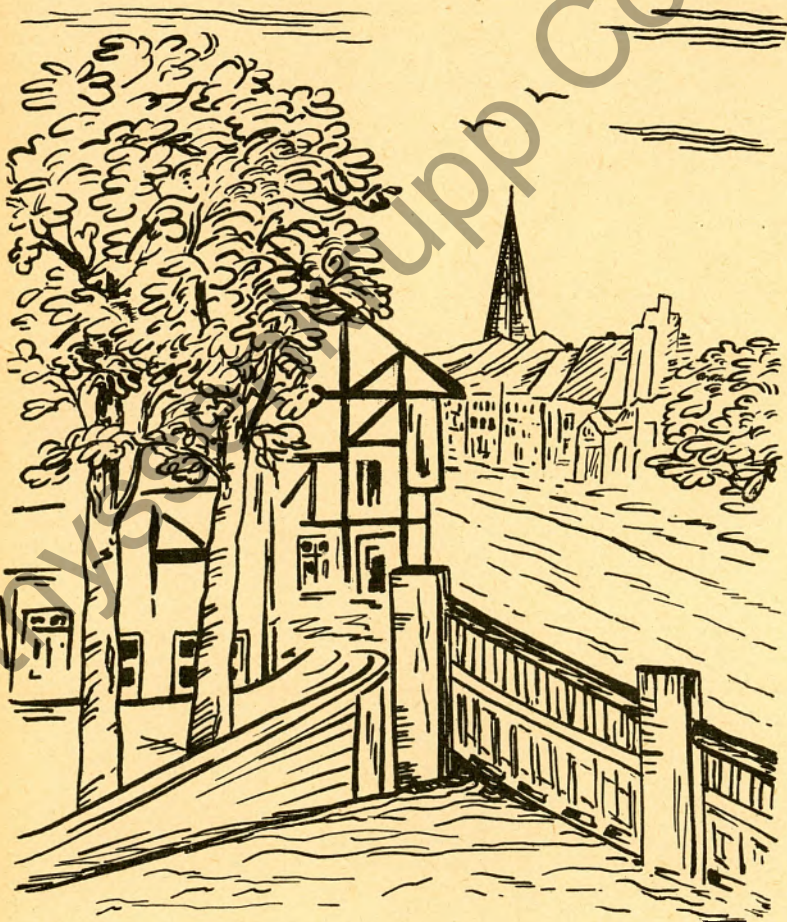
Und nicht wie früher braucht heute der naturhungrige Stadtmensch zu befürchten, auf dem Höchsten dem Räuberhauptmann Moor und seinen Spießgesellen in die Hände zu fallen! Von ihm wissen die alten Leute dort noch wahre Schauergeschichten zu erzählen. Doch ist daraus nicht ganz klar ersichtlich, aus welchem Grunde Moor sein Schreckensregiment in dieser Gegend, die doch seine engere Heimat war, ausübte. Dort, wo heute die Kirche steht, wurde er geboren. Vielleicht trieb ihn eine unbezwingbare Abenteuerlust. Das eine aber ist erwiesen: Er vermaß sich, mit Gewaltanwendung eine willkürliche Andersverteilung der irdischen Güter vorzunehmen. Er holte dem reichen Bauern eine Kuh aus dem Stall und gab sie dem kleinen und bedrängten. Dabei drohte er dem Bestohlenen den Tod an, wenn er über den Fall sprechen oder gar sein Gut von dem Armen zurückverlangen würde. Dadurch erreichte er es, daß viele seiner Taten im dunkeln verblieben.

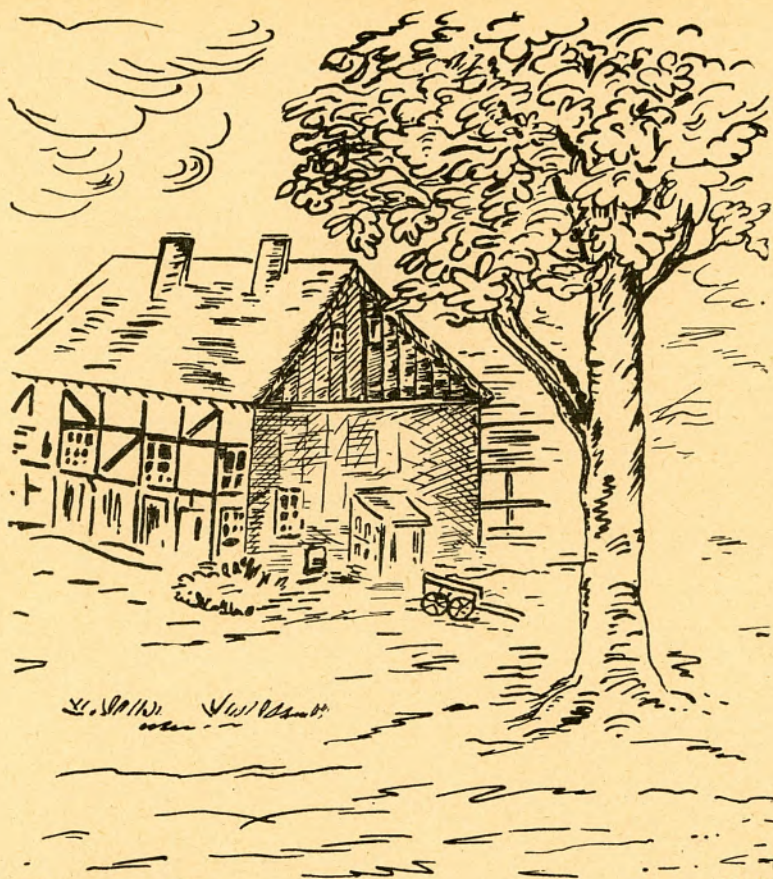
Einer der Geschädigten, der Hofbesitzer Schlüter, sprach davon erst auf seinem Totenbett. Die Landesobrigkeit mußte den Räuber daher dingfest machen.

Abenteuerlich wie sein Leben war auch die Tragik seines jähen Todes. Moor wurde einmal von einem Gendarmen in einem Steinbruch bei Haselhoff entdeckt, angerufen und zum Stehen aufgefordert. Da er aber sofort die Flucht ergriff, wollte der Beamte ihm folgen, er stolperte jedoch, fiel, und seine Schußwaffe entlud sich genau in der Richtung auf Moor zu. Er brach tot zusammen.

So mußte jener seltsame Räuberhauptmann, dem kein einziger Mord nachgewiesen werden konnte, und der sich selbst nie bereichert hatte, den Wahn seiner Unternehmungen mit dem Leben bezahlen.

Dorstfeld





In dem alten Hörde

Bär — op! Was bedeutet das?

Als in der rein ländlichen Umgebung Dortmunds, zum Beispiel in Hombruch und etwas weiter draußen, in Barop, noch riesige Waldungen standen, durch welche die Emscher — ein damals noch klares, nicht mit den heutigen, vielen Abwässern getrübbtes Wasserlein — lief, blieb lange das schier undurchdringliche Dickicht auf dem weitläufigen Gelände des Harkortschen Gutes stehen. Vielleicht hat es auch ein späterer Besitzer (Berger), der ein rechter Naturschwärmer gewesen sein soll, lange künstlich als „Urwald“ zu erhalten versucht.

Jedenfalls erzählen alte Baroper Bürger, daß dort, unweit der Harkortschen Mühle und des alten, noch heute gut erhaltenen und Wohnzwecken dienenden Reitstalles ein regelrechter Tierpark gehalten wurde, welcher sogar Bären barg. Daher soll nun der Name Barop stammen. Denn es habe dort ein die Aufsicht führender alter Mann in seiner echt westfälischen Mundart, das heißt auf seinem Plattdeutsch, die lagernden Tiere mit dem Ruf: „Op!“ ... Bär op! energisch aufgetrieben. — Es ist durchaus denkbar, daß in früheren Zeiten eine ganze Ortschaft auf diese Weise einen Spottnamen oder eine Bezeichnung „aus dem Volksmund“ bekam, der sich dann gänzlich einbürgerte — wie das ja auch bei Personennamen und in einer Weise üblich war, daß mancher Enkel eines Mannes

nachher seinen ursprünglichen Namen gar nicht mehr kannte.

Das heutige Hombruch-Barop erinnert übrigens noch lebhaft an die einstigen, waldreichen Zeiten, denn nicht nur, daß es allenthalben in lichtvollem Grün gebettet liegt, führt es auch Straßenbezeichnungen, wie Kieferstraße, Tannenstraße, Eschenstraße. Seinen auch heute noch stark ländlichen Charakter bezeugt es durch eine Eierkampstraße, in der das nahrhafte Federvieh vor und hinter den Häusern lustig gackert. Und auf den saftigen Wiesen am Emscherrand weiden friedlich Ziegen und Schafe. Trotz der großen Industrienähe führt Barop doch seit Jahrzehnten ein unverändert stilles, geruhames Dasein.

Was vorzeitig in Derne geschah

Die Derner Bürger behaupten, Kirche oder die Kirche am Eingang ihrer Ortschaft, welche mit der Handvoll Häuser, die sich zutraulich um sie scharen, eben diesen Ortsteil bildet, sei über 700, wohl gar 800 Jahre alt.

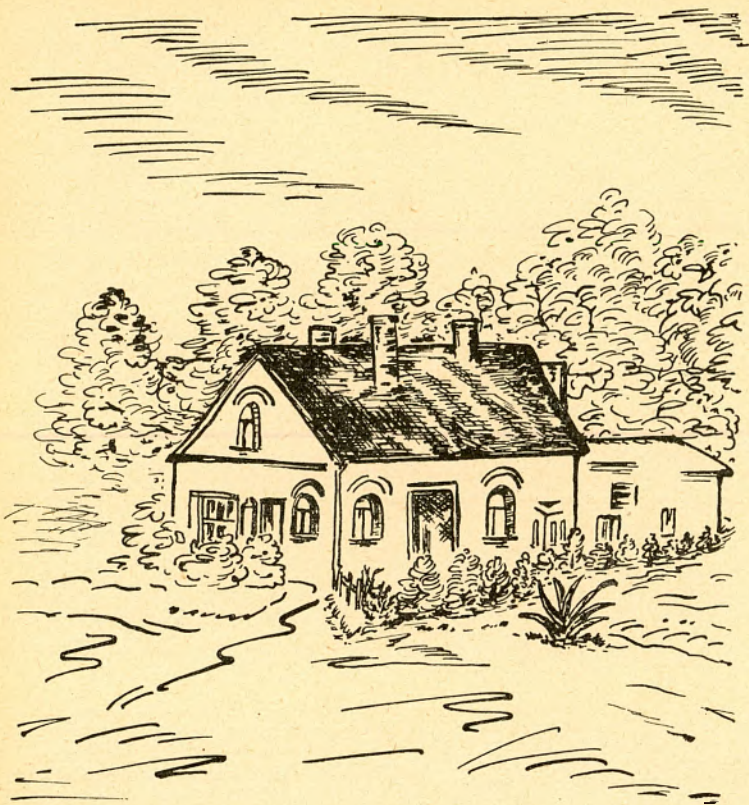
Dies erscheint gar nicht so unglaublich, wenn man die Möglichkeit gelten läßt, daß im ehrwürdigen Jahr 1200 dort einstmals eine Holzkapelle die Gläubigen der Gemeinde weit und breit zusammenrief. Weite Wege hatten besonders die Bauern aus Altderne zurückzulegen, und obendrein waren diese Wege noch äußerst beschwerlich, denn

man kannte weder Asphalt noch überhaupt eine Straßenpflasterung. Der Weg von Dortmund nach Lünen, welcher über Derne führte, war von Schlaglöchern dicht besät, und bei Regenwetter bildeten diese zusammen mit den ausgefahrenen Räder Spuren im Lehm einen einzigen, zähen Morast.

Sicher und für wahr verbürgt wird in der Heimatchronik über die Kirche folgendes erzählt: Das heutige Gut Dellwig, das „Gut im Tal“, wie es damals hieß, wurde im Jahre 1212 von dem Grafen Neyse von Heringen bewohnt, welcher den schönen Namen Dionysius trug. Aber dieser letzte Ritter aus dem Heringer Geschlecht war ebenso herrschsüchtig und jähzornig wie sein berühmter Namensvetter. Das verführte ihn zu mancher unüberlegten Tat und bereitete ihm zuletzt ein sehr schmachvolles Ende. Es bestand für den Priester der Kirche zu jener Zeit die strenge Vorschrift, nicht eher mit dem Gottesdienst zu beginnen, bis der Burgherr dort erschienen war oder sein Nichtkommen durch einen Boten kundgetan hatte. Als der Pfarrer dennoch einmal gegen diese Vorschrift verstieß und mit der Predigt begann, ehe der Ritter erschienen war, stürzte dieser bei seiner Ankunft zu dem Pfarrer hin und erstach ihn kurzerhand am Altar.

Darüber waren die Bürger aufs äußerste entsetzt und empört. Aber sie konnten nichts gegen den gewalttätigen Mann unternehmen. Jedoch nicht lange darauf stürzte der Graf mit seinem Pferd und verschied unter großen Qualen. Allgemein sah man darin schon eine Strafe des Himmels. Jedoch begrub man den Ritter außerdem in der Kirche nicht mit dem Kopf nach Sonnenaufgang zu, sondern umgekehrt. Er sollte nicht, wie alle anderen Toten, diesem Tag als dem der Auferstehung hoffend entgegensehen, sondern in der Verdammnis bleiben. — Eine etwas sehr düstere Begebenheit! Aber die Chronik in Derne weiß auch Erfreulicheres zu berichten. So die Liebeserklärung des Ritters Ehrenreich Dietrich Freiherr von Kaiaynach, welcher 1671 eine Tochter aus dem Hause des Herrnsitzes im Tal freien wollte und zu dem Zweck eine schriftliche Werbung verfaßte, welche nach geziemender, wortreicher Anrede folgendermaßen lautete: „...indem ich sagen musz, dasz Ihre Liebreizteste Sitten und hoch Adliche vortrefflichste Tugenden Schönheit und Geberden bey deren ersten anblick ein solches feuer (Feuer) der Liebe, jedoch zum geziemenden zweck, in mir geweckt, dasz mir unmöglich fallet, solches lenger zu verdecken, sonderlich ich spüre, dasz die feder etwas kühner im offnbaren als der Mund selbst ist...“.

Und in dieser Tonart geht es noch eine ganze Weile fort. O schöne Zeit, o sel'ge Zeit... da man noch ohne Rücksicht auf den Zeitverlust so schwungvolle und gefühlsselige Ergüsse von sich zu geben und... über sich ergehen zu lassen vermochte.



Ehemaliger Reitstall auf dem Harkortschen Gut in Barop

In Körne gingen einmal „viele geduldige Schafe in einen Stall“

So nahe Körne einstmals vor den Toren der Stadt Dortmund lag, so war es doch ein Bauerndorf reiner Prägung, das, im Quellgebiet des Cörner Baches liegend, seine stolze Eigenständigkeit lange wahrte.

Wie in vielen anderen Ortschaften lag um 1393 ein Haupthof, „Villa magna“ genannt, der Leppinkhof, inmitten zahlreicher anderer Höfe.

Der Leppinkhof war eine stark befestigte Wasserburg mit sechs Teichen, die wahrscheinlich ihre Wehr sehr oft benötigte.

In Körne



Denn sie lag ja an dem uralten Hellweg, der ungezählten Kriegsscharen zum Zug durch das westfälische Land diente. Und da der Hof außerdem noch die Bezeichnung Cörnerburg führte, was besagt, daß die ganze Bauernschaft wohl im Bereich vieler Kornmühlen stand, also „mitten im Fettpf saß“, hatte er gewiß doppelt Ursache, sich vor „Demontagen“ auf seinem Grund und Boden zu schützen.

Andere Gutshöfe waren der Kellermannshof, Schmidtmanushof, Forschiepe, Grüne Papenhof, das Stiepelmannsgut u. a.

Aber neben der reichlichen Kornfrucht fand man in Körne auch zahlreiche Schafherden. Eine großangelegte Zucht dieser nützlichen Tiere wurde zum Beispiel auf dem Hof Schulte-Cörne betrieben. So bekannt geduldig aber wie die Schafe waren ihre Körner Besitzer leider nicht immer. Denn eines Tages gerieten sie aus mancherlei Gründen in einen mächtigen Streit mit den benachbarten „Reichsmärker“-leuten, der kein Ende nehmen wollte. Das hatte schließlich zur Folge, daß die Körner ihre ebenfalls zahlreichen Schweine nicht mehr, wie bisher üblich, in die jährliche Mast austreiben konnten. Die nun ebenfalls erbosten Männer von der Reichsmark versperrten ihnen den Weg, welcher über ihr Gebiet hinein nach Osterholz ging.

Wie die Sage erzählt, hat dieser Streit bei der bekannten Hartköpfigkeit des westfälischen Bauern ziemlich lange gedauert, bis man doch endlich nach

vielen Hin und Her eine Einigung erzielte. Die Körner waren froh, denn nun hatten sie eine Sorge weniger. Für uns Heutige ist das Bild kaum vorstellbar, daß noch im 14. Jahrhundert riesige Wälder die jetzt dichtbesiedelten Fluren bedeckten. Darinnen befanden sich wahre Prachtexemplare stämmiger, märkischer Eichen, welche eben auch den großen Schweineherden die vortreffliche Mast lieferten.

Lokaldichter im ehemaligen „Hörde“

Um die Jahrhundertwende war Hörde noch ein regelrechtes Dorf. Wie die Menschen, haben auch Ortschaften ihre typischen Gesichter. Und das Gesicht Hördes war ausgesprochen gemütlich. Die Häuser, meist Fachwerkbauten mit der Schmiede und der Hauderei gleich im Anbau, waren von der Straße aus offen zu erreichen. Geranienblumentöpfe auf der Fensterbank und ein schattenspendender Baum vor der Haustür, das war die Regel.

Einer kannte den anderen. Behäbig standen die Leute abends nach des Werktags Plage am nachbarlichen Gartenzaun und plauderten miteinander. Das war Hörde. In dieses Bild hinein paßt wie der Punkt auf das „I“ ein Mann namens Wilhelm Wenzel, der einen kleinen Laden betrieb. Aber er war weniger Kaufmann als ein poetisches „Genie“, denn er versorgte die ganze Gegend und Umgegend mit Geburtstags-, Fest- und Feiertagsgedichten. Und seinen Kram verkaufte er nur, wenn es absolut nicht anders ging, das heißt, wenn er nichts mehr zu leben hatte. Vielleicht war er es auch, der schon in seiner Jugendzeit als vor Anlage der Straßenbahn noch die Pferdebahn durch Hörde zottelte, das folgende Poem verfaßte:

In Hörde ist's gemütlich
auf der Pferdebahn,
das eine Pferd, das zieht nicht,
das andere ist lahm;
der Kutscher ist besoffen,
der Kondukteur, der kann nicht sehn,
und alle fünf Minuten
bleibt der Rappelkasten stehn.

Denn der Herr Wenzel war mit goldenen Humor begabt. Ging ihm das Geld aus, so hing er eine schwarze Tafel vor seinen Laden, auf die er mit Kreide schrieb:

Die Würste sind alle, die Banknoten
knapp,
Kinder, kauft mir doch ein Gesangbuch ab.
Oder nach der Ferienzeit:
Vorbei ist des Sommers Zierzeit,
es ist gut, daß ihr wieder hier seid.
Machten die Gesellen einen Ausflug, so
schrieb er auf die Tafel:

Lot inke Pännige men sitten,
ek sin mit de Gesellen no Witten.

So sorgte dieser Mann, daß die Lacher in Hörde nicht alle wurden. Er hat sich selbst zwar keinen irdischen Reichtum erwerben können, er starb arm im Stift, aber an innerem Reichtum fehlte es ihm gewiß nie.

Das ist mein Hobby

Wir alle wüßten nichts Vernünftiges in und mit unserer Freizeit anzufangen? — Wer schon das Wort „Vernunft“ gebraucht, der weiß ja gar nicht, was alles im wirklichen Sinn vernünftig ist. Vernünftig ist zum Beispiel, in der freien Zeit auch das zu tun, was viele Menschen beim anderen Menschen für vollkommen unvernünftig ansehen!

Laßt mich, ehe ich von meinen angeblichen Unvernünftigkeiten spreche, davon erzählen, wie ich einmal einen von denjenigen unseres Werkes überraschte, die tatsächlich genau das tun, was ihnen als „Büromensch“ ungeheuer wohltat:

Stand der Mann da im vorigen Sommer barfuß und mit unverantwortlich luderhaft hochgekrempelten Hosenbeinen in einem Bach des Sauerlandes. Der Mann arbeitete. Aber das hatte er selbst nicht gemerkt, obwohl er mächtig schwitzte. Pardon, feine Leute sagen nicht „schwitzen“. Die sagen „transpirieren“.

Der Mann also baute mit erstaunlich sicherem Gefühl für statische Gesetze einen wunderschönen Staudamm im Bach. Er hatte vergessen, pünktlich zum Nachmittagskaffee in die Pension zurückzukehren. Er hatte überhaupt so vieles vergessen. Als ich ihn traf, baute ich mit. Wir schufen ein technisches Wunderwerk ohne technische Hilfsmittel. Später sagte mir der Büromensch: „Das war mein schönster Urlaubstag! So sauwohl habe

ich mich noch keinen Tag des Jahres gefühlt!“ Aber im Büro hat er kein Wort von diesem Erlebnis gesagt. Er fürchtete, sich lächerlich zu machen. Nur von gutem Essen, schöner Landschaft und so, davon hat er erzählt.

Warum ich diese Geschichte so lang und breit erzähle? Nun, um zu zeigen, daß oft gerade das, was man oft für Mumpitz ansieht, durchaus vernünftig ist. Alle Beschäftigung in der Freizeit ist sinnvoll, wenn sie Freude, Wohlbefinden und einen gesunden körperlichen oder seelischen Ausgleich vom Arbeitsleben gibt.

Ich zum Beispiel gehe gern auf Jagd. Bei meiner Jagd geschieht keinem Tier ein Leid. Ich schieße mit der „Strahlenfalle“. Andere Leute sagen ganz gewöhnlich Fotoapparat dazu. Gegen das Wort Apparat habe ich aber etwas in meiner Freizeit.

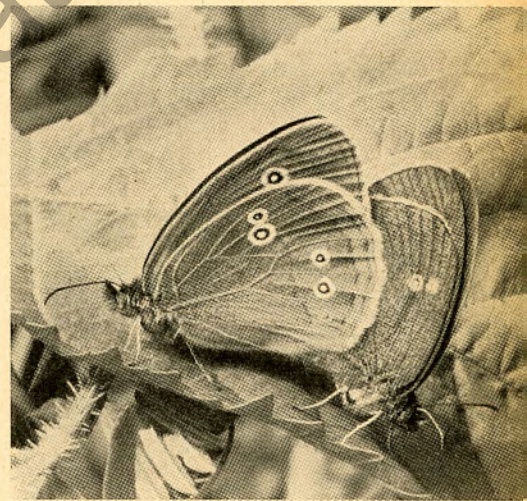
Strapazen sind das oft! Aber ich fühle mich sauwohl dabei. Und beim Betrachten der Beute läßt sich wundervoll erzählen, wie solch eine Jagd, garantiert ohne Jägerlatein, zugeht.

Wer so wie ich jagen will, der ziehe unbedingt derbe Schuhe und einen alten Anzug an. Es gibt sonst den Ärger, den sich nur leisten kann, wer Geld für viele neue Schuhe und Anzüge hat.

Alsdann: Weidmannsheil und Weidmannsdank!

Schornsteinfeger heißt der sehr muntere dunkle Falter, der schon früh im Jahr auf Waldlichtungen und an Waldrändern sich tummelt. Natürlich gibt es dann auch eine Schornsteinfegerin. Die hat einige wunderschöne silberweiße Knöpfe mit nur einem Knopfloch auf der Unterseite ihrer dunklen Samtflügel aufgenäht. Er dagegen, der Schornsteinfeger, trägt an der gleichen Stelle nur einige schäbige Hosknöpfe.

Und just während der Hochzeit pirsche ich mich an die beiden heran. Kamera mit Balgenauszug, Spiegelreflex und 13,5-cm-Objektiv fertig auf dem Stativ. — Schritt vor Schritt. — Vorsichtig mit bloßer Hand eine hohe Brennessel fortgeknickt: Da habe ich das Paar im Sucher. — Ruhig! — Erst sorgsam visieren, dann die Schärfe genau einstellen und dann ... Schuß. Macht nur klick. Stört die beiden überhaupt nicht. Also noch einige Schüsse zur Sicherheit.



„Schornsteinfeger“ nennt der Volksmund die zu den „Schwärzlingen“ zählenden dunklen Falter. Hier wurden sie bei der Hochzeit angetroffen. Links das Weibchen, rechts das Männchen.

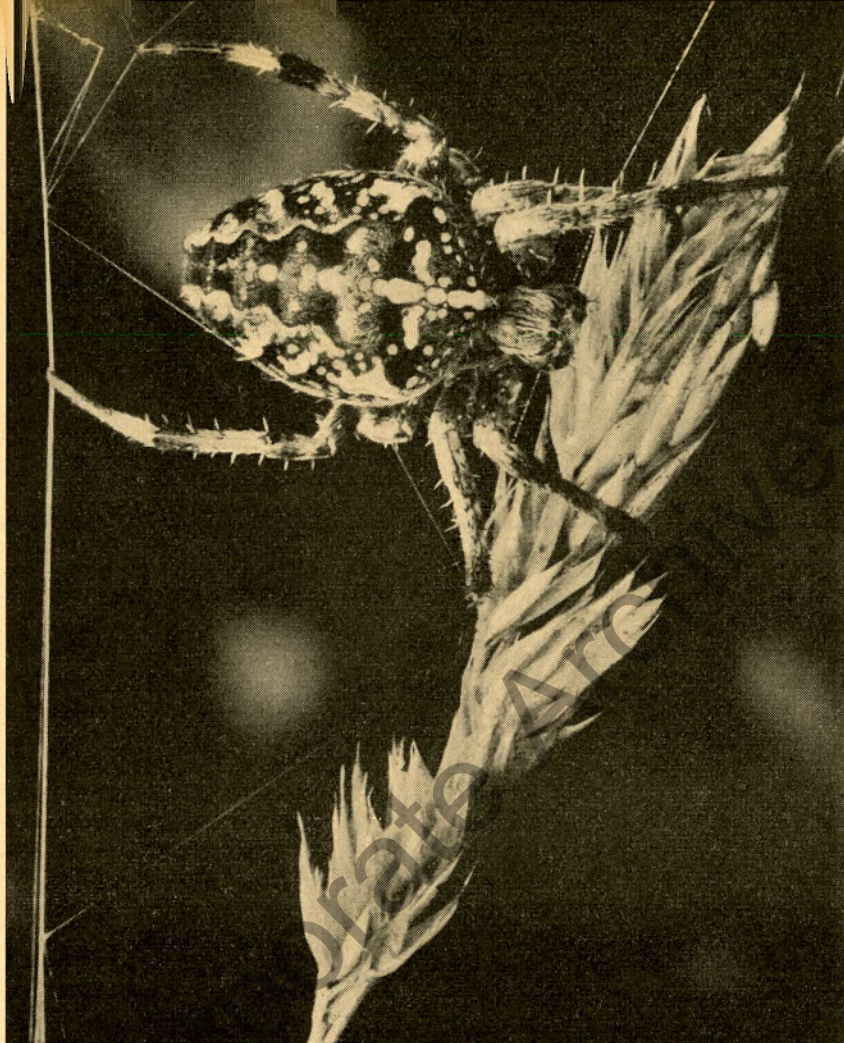


„Bläulinge“ sagen wir, aber es gibt eine ganze Anzahl von diesen hübschen Faltern, himmelblaue, goldblaue und kupferblaue. Selbst die feuerroten Feuervögelchen gehören zur Familie der Bläulinge. Im Flug haben wir sie alle schon gesehen. Aber wer versucht denn einmal, sich ganz vorsichtig an solch einen Schmetterling heranzuschleichen, wenn er irgendwo eine Pause im Flatterflug einlegt?

Es waren samt und sonders Volltreffer! Und ich stand bis über die Schuhe im Sumpf. Und die Brennessel rächte sich. Alles in allem: wundervoll!

Genauso wundervoll die Jagd nach dem schönen, himmelblauen Bläuling auf einer Wiese. Schon zehnmal war er eben wieder hochgeflogen, wenn ich, auf dem Bauch liegend, die Stativbeine sperrig ordnend, den Falter richtig ins Visier nahm. Immer wieder hoch, immer wieder im verrückten Zickzackkurs hinter der Beute her und anschleichen. — Es hat sich gelohnt. An einer blühenden Graspispe schoß ich ihn, den oben himmelblauen, unten goldig, braun- und schwarzgetupften Falter.

Für denjenigen, der etwas mehr wissen will: Die Raupen der Bläulinge werden oft als Gäste in Ameisenhaufen gehalten. Sie sondern einen guten Tropfen Likör für die Gastgeber ab. — Und die blaue Farbe der Falterflügel ist gar keine Farbe. Genauso wie die weiße Farbe der Schmetterlingsflügel nichts anderes ist als in bestimmter Art gebrochenes Tageslicht zwischen für diesen Effekt besonders angeordneten Schuppen. Wie ja überhaupt die Schmetterlingsflügel keinen bunten „Staub“ haben, sondern unzählige



Spinnen sind häßlich! — Sind sie wirklich häßlich? Man sollte sie nur einmal ganz nahe betrachten. Ihr wundervolles Radnetz ist jedenfalls ein Wunderwerk an zweckvoller und statischer Konstruktion. Und obendrein: Die Spinne kann es einfach, ohne Lehrzeit, ohne Lehrmeister. Und sie hat sich in Millionen Jahren so auf die Telegrafie in ihrem Netz eingestellt, daß sie mit ihren 8-Punkt-Augen nur noch wenig sehen kann.

Junger Buchfink! Sitzt er nicht da, als wollte er sagen: „Du kannst mich . . . ?“

Der „Kleine Eisvogel“, ein Falter, der nur selten aus seinem Reich der hohen Baumwipfel herunterkommt. Die Unterseiten seiner Flügel sind besonders schön gemalt: gelb, braun, violett und schwarz.

Die Düfte der abends geöffneten Blüten ziehen den Nachtfalter an. Aber sehr genau weiß das Falterweibchen auch aus all dem Grünkram der Natur jeweils die Pflanzengattung zu finden, die allein als Futterplatz für die aus dem Ei schlüpfenden Raupen gilt. Der Ligusterschwärmer „weiß“ zum Beispiel, daß Liguster und Flieder sehr nahe Verwandte sind. Hier die schöne, große Raupe des Ligusterschwärmers, grün mit schrägen weißen und violetten Streifen.



kleine Schüppchen, dachziegelartig eingestiftet.

Eine leichte Beute: Die gläserngrüne, fast 8 cm lange Raupe des Ligusterschwärmers, eines Nachtfalters also. Die Raupe hat einen eigenartigen Tarnanstrich. Um die Form „aufzulösen“, trägt sie einige weiße und violette Schrägstreifen. Wenn sie sich an Liguster oder Flieder dick und fett gefressen hat, verpuppt sie sich in der Erde und wartet über den Winter, bis für den Falter die Zeit der Sonne und der Liebe kommt.

Da fällt mir die Geschichte mit dem jungen Buchfink ein. Sitzt er nicht da, als wollte er sagen: „Du kannst mich...“ Ich habe mich maßlos bei einem Förster blamiert. Mit dem ging ich durch das Randgebüsch. Da saß der junge Buchfink. Ich steckte den Finger in den Mund, prüfte damit den Wind, und ging in weitem Bogen an die Beute heran. Von wegen der Witterung! Aus rund 5 m schoß ich den Vogel. Der rührte sich nicht. Ich schoß ihn aus 4 m. Volltreffer. Und schimpfend, trotz meines wirklich herzlichen Dankeschön, zog er ab. — Der Förster aber bog sich vor Lachen. „Vögel haben keine Nase. Sie konnten getrost hier über die kurze, trockene Stelle an ihn heran.“

Vögel haben keine Nase? — Schnappen die denn nach der Luft durch den Schnabel? — Wie bitte? — Ach so! Vögel riechen nicht — Und ich war, plitschplatsch, von wegen „Riechen“, wieder einmal jagdleidenschaftlich knietief durch einen Bach gestelzt!

Mag mich auslachen, wer will! Das eine aber steht fest: Wenn ich von solcher Jagd — auch mit vielen Danebenschüssen — nach Hause komme, dann bin ich ganz anders müde, als wenn ich gearbeitet habe. Eben: sauwohl müde fühle ich mich dann. Und das tut wirklich gut!

Ich kenne einen Arzt, den ich seitdem für dumm halte, als er mir sagte, das wäre so eigentlich die Medizin, die er für sich nötig hätte, aber er könne sich leider nicht die Zeit dazu nehmen. Tut mir leid, den Arzt halte ich für dumm, weil er doch bestimmt die Medizin nehmen müßte, von der er weiß, daß er sie unbedingt nötig hat!

Fragt sich noch, ob nicht sehr viele Menschen solch eine ähnliche Medizin nötig hätten. — Ich bin großzügig: solch eine ähnliche! Es braucht keine Jagd mit der Kamera auf Schmetterlinge, Heuschrecken, Spinnen oder anderes Getier zu sein.

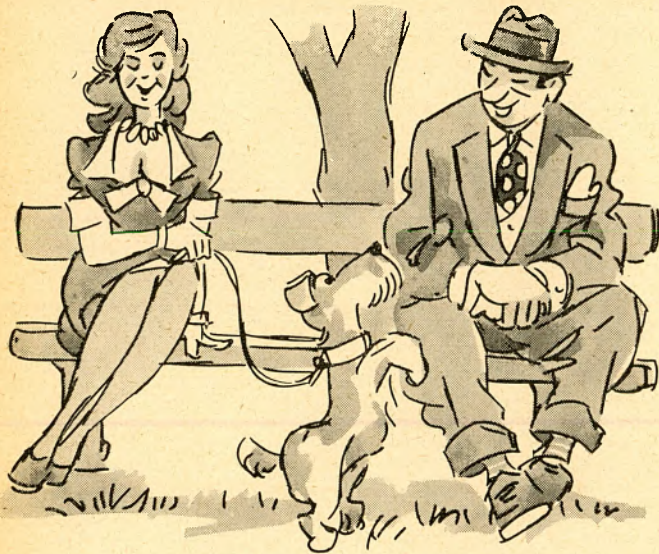
Was sagte ich am Anfang? Vernünftig ist, in der freien Zeit auch das zu tun, was viele Menschen beim anderen Menschen für vollkommen unvernünftig halten...



Zur Familie der Ritter gehört der schmutze gelbe Schwalbenschwanz mit den hübschen schwarzen Linien, den violetten Randbändern und den beiden rostroten Flecken auf den Hinterflügeln. Seine Raupen fressen Möhren, die wilden draußen auf den Wiesen und auch die „zahmen“ im Garten. Wer im Garten die große grün-rot-schwarze Raupe findet, sollte sich überlegen, ob er ihr nicht ein wenig vom Grün der Möhren gönnen könnte, denn der Falter wird immer seltener in unseren Breiten.

Breite Bänder, wie Perlmutter, trägt der Kaisermantel oder Silberstrich auf seinen resedagrünen Flügelunterseiten. Oben ist er braun mit schwarzem Muster. Überall im Wald und an Waldrändern, wo Disteln mit ihren blauen Blütenköpfen stehen, können wir ihn in seinem gelassenen und nie sehr schnellen Flug beobachten.





Mannarbeit

HUNDE NARREN

Kleines Feierabend-Hobby gezeichnete

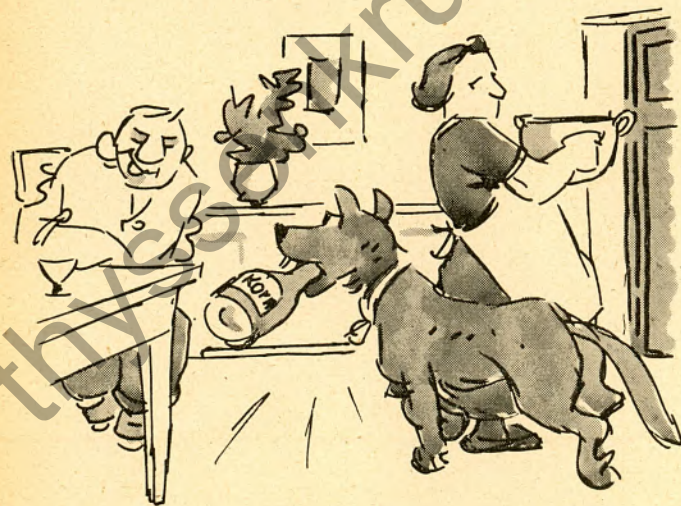
H. Kalisch



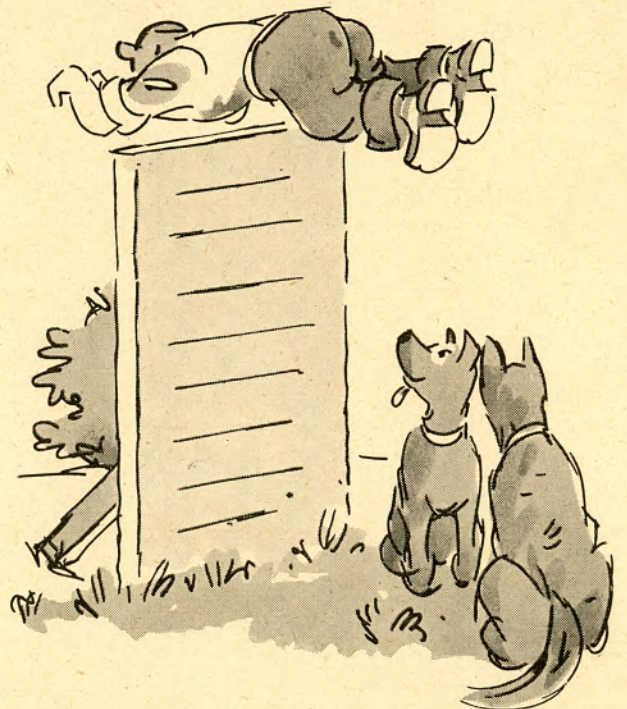
Na los! Spring schon!



Wenn man ihn nicht reizt, ist er ziemlich harmlos



Da haste ihm ja wieder was Schönes beigebracht



Tatsächlich er macht's uns vor

In deutschen Auen und Gauen



Im alten Wiedenbrück

DIE EMS — EIN FLUSS DER ZUKUNFT

Dem Namen nach kennt wohl jeder die Ems, jenen Fluß, der vom Teutoburger Wald bis in die Nordsee fließt. Wer aber kennt die Ems nun wirklich, wer könnte behaupten, daß er sie in ihrer ganzen Länge kennt, ihre Schönheiten und ihre Bedeutung? Wer ist an ihr entlang gewandert, oder wer hat sich gar mit einem Boot auf ihren Wassern auf eine lange Reise begeben? Das sind immer nur wenige, es sind vor allem die, die nichts mit den lauten und oft aufdringlichen Schönheiten anderer Landschaften zu tun haben wollen. Es sind die Stillen, diejenigen, die wahre Ruhe und Erholung vom allzugroßen Betrieb der großen Städte suchen. Sie gehen an die Ems, sie erwandern sich ein Land, das voll ist von all dem, was sie suchen, das sich unberührt, jungfräulich auf weiten Strecken dehnt, wenn auch besonders in der letzten Zeit — wie überall, so auch an der Ems — sich das moderne Leben seinen Teil erobert hat. Aber davon soll etwas später die Rede sein, denn auch das ist vielfach wichtig für den Fortbestand unseres Lebens.

Man fand sie kaum

Die Ems ist der kleinste unter den deutschen Flüssen und war jahrhundertlang auch der unbedeutendste. Sie entspringt in etwas über 100 Meter Höhe bei Hövelhof in der Senne und hat eigentlich zwei Quellen. Lange Zeit war die Hauptquelle völlig unzugänglich. Etwa am Fuße des Teutoburger Waldes, in einer langgestreckten Talmulde, unter Gestrüpp und starkem, fast ursprünglich zu nennendem Baumwuchs lag sie verborgen. Erst in den letzten Jahren hat man sie aufgespürt und freigelegt. Sorgfältig bettete man sie in heimisches Steinwerk, wie man bisweilen ein Wasserlein in modernen Parkanlagen schmückt. Kristallklar, immer ein wenig Sand mitspülend, verläßt sie hier das geheimnisvolle Erdinnere und ist im Anfang kaum zwanzig Zentimeter breit. Aber es ist er-

staunlich, wie solch ein Wasser, kaum wenige 100 Meter nach seinem Ursprung, zu einem munteren Bach und etliche Kilometer weiter schon zu einem gefährlichen kleinen Fluß anzuwachsen vermag. Ungezählte kleinere und größere Bäche fließen ihr dann auf dem weiteren Lauf zu, bis sie dann endlich bei Rheine die letzten Hindernisse des Teutoburger Waldes überwindet und von hier aus ausschließlich durch Flachland in nordwestlicher Richtung weiterfließt, bis in den Dollart, die Nordsee bei Emden.

Was ist denn eigentlich an der Ems so sehenswert, was bedeutet sie schon? Da ist doch nichts Besonderes. Wir wollen sehen. Es ist immer eigentümlich: Hat man einmal an der Quelle eines solchen Flusses gestanden, dann wird man, wie von geheimnisvollen Mächten getrieben, immer weiterwandern, um zu erforschen, was sich nun auf dem langen Lauf noch tut. Nun, es kann sich allerdings ereignen, denn die Ems ist nicht weniger als 370 Kilometer lang. Während sie im ersten Teil das Münsterland durchfließt, hat man den letzten Teil bequemerweise nach ihrem Namen benannt: Emsland.

Das Land der Stille

Sind schon gleich nach Verlassen der Teutoausläufer die Wiesen- und Felderstrecken ein eigentümliches Bild, so wird sich das auf dem ganzen weiteren Lauf nicht mehr verlieren. Das Stromland der Ems ist Bauernland und darum auch das Land der Stille. Es ist nun aber auch wiederum nicht so, daß die Industrie gar keinen Eintritt gefunden hätte, im Gegenteil, sie ist ungehindert dazwischengewandert, weil sie ursprünglich erst aus dem Bauernland geworden ist. Die Industrie an der unteren Ems ist Textilindustrie, und das Rohprodukt für Textilien ist der Hanf, der Flachs, der auf den Feldern wuchs und anfangs vom Bauern selbst verarbeitet wurde — zum

Eigenbedarf natürlich. Wie wunderbar, daß daraus einmal dann im Laufe der Jahrhunderte eine große Industrie wurde, die heute Millionen Menschen ernährt!

Aber wir wollen noch eine Weile bei dem bleiben, was das eigentliche Anliegen dieser Zeilen sein soll. Wir wollen uns das Land mit seiner stillen Schönheit erschließen. Und davon gibt es übergenug. Das Bauernvolk hierzulande war von je ein gläubiges Volk, und das brachte es vor allem nach der Christianisierung mit sich, daß es sich eng und enger in Gemeinden zusammenschloß, wenn auch später noch viele andere Faktoren dazu beitrugen, daß die Siedlungen zu kleinen, mehr oder weniger stark befestigten Plätzen wurden. Tausendjährig sind diese Städte heute fast alle, und viele sind noch wesentlich älter, wenn man auch die Daten nicht alle nach Dokumenten verfolgen kann.

Götter und Geister

Da begegnet uns zuerst am Oberlauf das kleine Handwerks- und Bauernstädtchen Rietberg. Es ist ein uralter Platz, den sich schon in grauer Vorzeit Götter und Geister erkoren, später die Sendboten des Christentums. Alte Fachwerkhäuser, wie sie kennzeichnend für das niedersächsisch-westfälische Land sind, eine barocke Johanniskapelle und eine mit viel künstlerischem Schmuck ausgestattete Franziskanerkapelle locken neben stillen Gassen und verträumten Winkeln den Wanderer an der Ems zu freundlichem Verweilen.

Größer und reicher aber präsentiert sich uns flußabwärts bald Wiedenbrück hart an der Autobahn. Wiedenbrück ist eine westfälische Kleinstadt wie aus einem Bilder-

buch. Lange, alte Straßenzüge mit reichverzierten Fachwerkhäusern, malerische Ausblicke und Winkel, prachtvoll ausgestatteter Bürgerreichtum, fast alles zeugt — neben den prachtvoll ausgestatteten Kirchenbauten aus dem 15. Jahrhundert — von traditionsreicher Kultur. Dazu kommen das in der Nähe gelegene Schloß Reckenberg aus dem Jahre 1726 und das Patrizierhaus Schönhof mit einem herrlichen Rokokosaal und einer ansprechenden Gemäldesammlung. Alles in allem finden wir hier bereits in sehr deutlichem Maße das feste und scheinbar unverrückbare Gepräge westfälischer Wohlhabenheit, die vor allem in den letzten Jahren durch eine aufblühende Industrie gefestigt werden konnte.

Aber wie in fast allen Städten des Münsterlandes und des Emslandes, tritt die Industrie auch hier nicht unangenehm und störend in Erscheinung. Immer wieder ist es so, als ob sie mit den Menschen, mit den Städten in natürlicher Weise gewachsen wäre. Sie macht keinen Lärm, sie drängt sich im Ortsbild nicht vor, sie gibt kaum Ruß, Staub oder Schmutz ab, sie stört nicht den rein bürgerlichen Gang der Dinge.

Nahe verwandt und nicht nur benachbart ist das ebenso alte Rheda mit seinem Schloß der Fürsten zu Bentheim-Steinfurt, einer Wasserburg, die heute sozialen Zwecken dient. Das Schloß wurde bereits im 13. Jahrhundert und nach der damalig im Münsterland verbreiteten Manier der niederländischen Renaissance gebaut.

Ständig wechseln die Bilder

Immer wieder wird der Wanderer überrascht sein von den vielen wechselnden Bildern, die ihm entlang der Ems begegnen. Stapft er jetzt noch am flachen Ufer entlang durch regelrechte Sanddünen, aufgeworfen von der schnellen Strömung bei Hochwasser und fein gerippt von Wind und Wellen, dann muß er schon auf den nächsten hundert Metern die Füße heben, um durch das taufrische Gras zu kommen, muß über Weidenzäune oder gar an meterhohen Steilhängen entlangklettern. Hier ist das wahre Dorado für den Wanderer, hier sind die Campingplätze, auf denen sich nicht nur die Fußwanderer, sondern auch die Autofahrer aus aller Welt ein Stelldichein geben. Hier rauscht der Wind in Buchen- und Tannenbäumen, im bewegten Wellenschlag, hier geht der Mond in träumerischer Weise über weiten Felderstrecken auf, hier steht im sanften Herbst der Weidmann auf dem Anstand, hier döst der Angler über unergründlich gurgelnden Strudeln, hier schießt der Hecht an entwurzelten Bäumen entlang, flieht das Rotwild vor dem erschreckenden Schuß in die Unübersehbarkeit von Heideeinsamkeiten. Aber der Fluß, der Fluß zieht und zieht gen Nordwesten, nimmer müde, und zieht uns mit durch Tage und Nächte, bis wir ganz erfüllt sind von seiner traumhaft schönen Wirklichkeit, die packt und hält und am Ende nicht mehr losläßt.

Irgendwo in der Nähe von Münster aber tritt die neue Welt, die andere Welt, recht deutlich in Erscheinung und reißt uns eine Weile aus dem Traum heraus, stellt uns in die moderne Wirklichkeit. Hatte man schon am Oberlauf hier und da begonnen, die Ems zu „begradigen“ (eine schlechte Bezeichnung aus dem Wortschatz der Behörden), so hat man hier von seiten der Wasserbaubehörden ganze Arbeit geleistet. Man steht da auf dem Standpunkt, die Ems müsse aus wasserwirtschaftlichen Gründen begradigt werden, der Bauer verliere außerdem viel Land, die Überschwemmungen machten den Boden

Die Ems bei Listrop





Telgte an der Ems



Niedersächsisches Bauernhaus bei Meppen

unfruchtbar, richteten zuviel Schaden überhaupt an. Das alles mag sein.

Der Heimat- und Landschaftsfreund sieht mit trüben Augen auf diese Begradigungen, denn sie zerstören sein Bild einer Landschaft, wie es hier in der ganzen Welt nur einmal geprägt wurde. Wie mit der Schnur gezogen, am Reißbrett sorgsam vorbereitet, so bietet sich oft auf viele Kilometer die neue Ems dar. Glatte Ufer, wie mit der Walze bearbeitet, Pappelreihen, die keine Natur wahllos und malerisch verstreute, sondern die der Ingenieur mit dem Zirkel vermaß, so bietet sich heute die Ems an der sogenannten „Schiffahrt“ dar, dort, wo sie unter dem Dortmund-Ems-Kanal herfließt.

Zwischen zwei Welten

Schon dieses eigenartige Bild, hoch über der Ems im künstlichen Bett die Schiffe ziehen zu sehen, ist der Verweilung wert. Sagten wir, daß der Mensch, daß die Planer hier ganze Arbeit geleistet haben? Sie haben es glücklicherweise nicht. Denn, wie es vielerorten auch ansonsten zu beobachten ist, ist der Mensch in der Gestaltung der Natur wohl seinen Weg gegangen, stur das Ziel, die Aufgabe verfolgend, seinem Zweck genügend; aber was abseits liegenblieb, das blieb auch wirklich liegen. Seltsamer Gegensatz der beiden Welten: Hier die moderne Form der Flußbettgestaltung, reißbrettartig, dürrig, dem reinen Zweck entsprechend, linear und dem Gesetz des Rechenschiebers folgend — und unmittelbar daneben die unberührte lautere Wildnis. Denn dort, wo eine große Flußschleife begradigt werden sollte, ist man einfach mit Baggern und Greifern durchgestoßen; der alte Emsarm blieb liegen, ohne Zufluß, ohne Abfluß, eine Insel der Stille und Unberührtheit. Das Wasser aber steht. Langsam wird es überwuchert von der ewig formenden und

Die Angler gehören zum Bild der Ems wie Jäger zur Heide



verändernden Natur. Natur, die aus sich heraus, aus unbegreifbarem ewigem Gesetz, zeugen, gebären, handeln, wachsen muß. Wunderbare Welt des Unberührten.

Aber auch die Natur zerstört vieles. Zerstört sie wirklich? Wo das Wasser der Ems in den toten Armen abgeschnitten ist, nicht mehr fließt, da blüht ein anderes Leben auf. Die Arme wachsen langsam Jahr um Jahr mehr zu, vertümpeln, vermodern und nehmen den wenigen noch sich tummelnden Fischen das Lebenselement. Und der Angler sitzt über diesen langgestreckten Tümpeln und sinnt vielleicht in die Zeit, die ihm in wenigen Jahren schon diese Stunden der Muße nehmen wird. Denn einmal werden auch diese Tümpel nicht mehr sein, dann sind sie zugewachsen.

Aber daneben lebt das andere Leben auf. Der Mensch hat sich ja nach dem Willen des Schöpfers doch letzten Endes die Natur untertan gemacht. Und der Staat gab die lebensnotwendigen Gelder, förderte Millionenprojekte bis auf diesen Tag, und das Land gab seine Schätze preis. Es kamen Wasserbauer, Riesenbagger, das Land wurde trockengelegt, die Moore abgebaut, Millionen Tonnen Torf gewonnen, die Erde metertief umgebuddelt. Und eines Tages kam auch der Bauer, wiederum mit den Errungenschaften der Industrie versehen, mit Kunstdünger aus den Anlagen des Industriegebiets, mit Maschinen — und wenig später schon wogte fruchtbares Korn auf den Weiten, wo einst unwegsames Moor seine Einsamkeit dehnte.

Gewaltiges ist hier geleistet, Bedeutendes für unser aller Leben geschaffen worden. Zahnradartig hat die gesamte Entwicklung hier ineinandergegriffen. Und wenn heute Hunderttausende von Kraftwagen über die Autobahnen und Bundesstraßen jagen, dann fahren sie zum großen Teil Kraftstoffe, die aus dem Emslandöl gewonnen wurden. Wenn die chemische Industrie mit modernsten

Stoffen aufwartet, dann sind sie ebenfalls zum großen Teil aus den Nebenprodukten des Erdöls gewonnen.

Verborgene Schätze

Ist die Entwicklung nun heute beendet? Nein, Fachleute behaupten, sie stehe noch am Anfang. Noch weiß kein Mensch, wieviel Schätze diese noch im Anfang der Erschließung stehende Erde birgt. Aber eine sinnvolle Planung ist dabei, diese Erschließung weiterzuführen. Da werden Betonstraßen gebaut, von denen man kaum ahnt, wohin sie führen, da werden Brücken gespannt, unter denen noch kein Fluß und keine Straße führt. Wozu? Warum? Geheimnisvolles Wirken einer vollgeplanten Technik, die letzten Endes doch ihr Gutes haben wird, weil sie dem Fortbestand unseres so anspruchsvoll gewordenen Lebens dient.

Wer heute das Emsland betritt, der findet naturgemäß auch jetzt noch weite Strecken völlig unberührten Moores, der kann an der Ems entlangwandern, als sei sie gestern erst aus dem Urzustand in unser Leben getreten, immer noch voll der stillen und unberührten Schönheiten. Der kann durch die kleinen Städte wandern und sich an herrlichen Kunstdenkmälern aus längst vergangenen Zeiten beglücken. Er kann aber auch, hart in die Wirklichkeit gestellt, das moderne Leben einfangen und dem Sinn des 20. Jahrhunderts weitere Perspektiven abgewinnen. Denn da gibt es Ölbohrtürme und Förderpumpen ohne Zahl, da gibt es Pipelines, die das Öl in langen Überlandleitungen bis zu den Raffinerien führen. Dort ist der Himmel nächtens erhellt von den tausend und aber tausend Glühbirnen der Crackanlage.

Und dann sind da nicht nur die neuen blühenden Kornfelder, da sind auch die neuen Bauernhöfe an Stelle der alten, längst verfallenen strohgedeckten Katen. Da sind inmitten von Wacholderhainen, neben uralten Schafställen

Papenburg mit seinen Moorkanälen



und Hügelgräbern, moderne Schulbauten und schmucke Moorsiedlungen, denn das Land braucht heutzutage nicht nur Bauern, es braucht auch Arbeiter, und für diese wird hier sehr viel getan.

Dieses Land ist im Aufbruch

Was dort auch immer geschieht, es zieht seine Kreise in die ganze Welt. Ahnt der Hüttenmann von Dortmund, Bochum, Essen vielleicht, daß seine Arbeit im Stahlwerk im Emskanal eines Tages schon seine Manifestation findet? Ahnt er, daß Tausende und aber Tausende Tonnen Stahl aus seinen Händen dazu dienen, den Dortmund-Ems-Kanal zu verbreitern, weil die Schifffahrt mit ihrem ständig wachsenden Tonnagebedarf das Fassungsvermögen des Kanals nicht mehr für ausreichend hält, daß hier Brücken von vielen Metern Länge gebaut werden, daß Industrieanlagen entstehen? Weiß er, daß man noch nicht einmal ahnen kann, wohin das eines Tages alles führt? Ungeheures Räderwerk der deutschen Wirtschaft, wieviel Kräfte deines Landes sind heute schon mit dem Emsland eng verbunden!

Aber die stillen Weiten wirken fort. Trotz allem. Ab Meppen ist der Fluß kanalisiert. Hier ist eine der größten Schleusen gebaut worden. Täglich ziehen Tausende von Tonnen ihre Bahn, aber sie ziehen durch die Stille eines Flußlaufes, an dessen Ufern man nur wenig von der eben geschilderten Betriebsamkeit merkt. Hier sitzt der Angler wie ehemals am Ufer und döst ins Wasser, hin und wieder nur aufgestöbert von einem überlangen Schleppzug, der gen Leer, gen Emden will oder von See her kommt und Erze für unsere Hüttenwerke geladen hat.

Ab Papenburg hat die Ems bald Seecharakter. Hier herrscht schon nicht mehr das Süßwasser vor, sondern die Gezeiten machen sich bemerkbar. Es ist das Land der ungeheuren Weite, das Land der Windmühlen, des Windes und der Wolken, das Land der großen Weideflächen, auf denen ein hochgezüchtetes Nutzvieh gedeiht. Hier wird die Ems sehr breit und behäbig, kaum, daß man den Fluß noch fließen sieht. Und ab Leer erst — beim Einfluß der Leda, einer der bedeutendsten Zuflüsse — trifft man schon die Schiffe an, die den Fluß und auch gleichzeitig das Meer befahren können. Für den Wasserwanderer wird es hier schon gefährlich, denn die starken Nordoststürme finden ungehindert Eingang in dieses Land und wühlen die Flußweiten auf, als wäre man unmittelbar an der See.

Die Ems bei Leer



Im Hafen von Leer — Rathaus

Ruhig und still dagegen ist das uralte Städtchen Leer. Zwar nicht ganz so still wie die südlicheren Schwestern, aber immerhin bleibt der Hafen verschont von den Stürmen des Nordostens. Schon früh hat sich Leer einen Namen als Hafen- und Umschlagplatz für Waren aller Sorten gemacht, und auch die der Schifffahrt engverbundene Industrie fand sehr bald Möglichkeiten des Auf- und Ausbaus. Darüber hinaus sind die Viehmärkte von Leer fast in ganz Europa bekannt geworden, und die Milchindustrie ist zumindest in ganz Deutschland verbreitet. In dieser Stadt spürt man zum erstenmal sehr deutlich, daß man in Ostfriesland ist. Begann es schon hinter Meppen, daß die Bauernhäuser einen ganz anderen Charakter bekamen, hier in Leer sind sie von dem westfälischen und niedersächsischen Baustil vollständig verschieden, sie sind ostfriesisch. Der Stadt selbst merkt man die Nähe der Niederlande an. Obschon die neue Welt sehr stark Eingang im Bauwesen nach der Jahrhundertwende gefunden hat, ist der niederländische Einschlag unverkennbar. Unmittelbar bei Leer befinden sich übrigens moderne Bauwerke der reinen Technik, die überall bewundert werden. Da ist einmal das große Ledasperrwerk, das das Hinterland und Stromgebiet der Leda bei Hochfluten abschirmt vor dem Hochwasser, und zum anderen ist dort eine in ihren Ausmaßen erhebliche Brücke über die Ems, deren Mittelteil ausschwenkbar ist, damit nicht nur der Straßenverkehr ungehindert passieren kann, sondern auch nach Bedarf die Seeschiffe den Hafen von Leer erreichen können. Hier machen wir auch zum erstenmal Bekanntschaft mit den Fischerbooten, die nicht nur tags und nächstens auf der Ems ihrem Hand-

werk nachgehen, sondern nach Bedarf auch die Weiten der Nordsee befahren.

An den Deichen

So vielgestaltig in ihrem wechselnden Landschaftscharakter wie das Stromgebiet der Ems sind eigentlich nur die großen Ströme Deutschlands, und darum mag es um so reizvoller sein, dem Flußlauf zu folgen. Gewiß gibt es in jüngerer Zeit schon Deiche an der oberen Ems, aber ihre Bedeutung ist nur relativ, sie sind nicht vorherrschend und schon gar nicht landschaftsbestimmend. Im ostfriesischen Teil ist das anders, da sind die Deiche schon so alt, so verwachsen und so prägend und charakteristisch, daß man meint, sie seien von Anbeginn hier gewesen und fügten sich völlig naturverbunden der Landschaft ein. Nicht zu denken, daß sie einmal nicht waren. Ohne die Deiche ist Ostfriesland nicht mehr denkbar. Hinter diesen wind-schützenden naturhaften Wällen ducken sich die Häuser mit den großen, flachen Dächern, ducken sich Baum und Strauch, Mensch und Vieh.

Das zieht sich so hin bis nach Emden, dort, wo die Ems in den Dollart fließt, diese große Meeresausbuchtung, die unter dem unmittelbaren Einfluß der Nordsee steht.

Auch Emden ist seit dem frühen Mittelalter in den Annalen der Geschichte bekannt, selbst zu den Zeiten der Wikingerzüge wußte man von dieser Stadt zu berichten. In den letzten Jahrzehnten wuchs dieser Handelsplatz zu einem bedeutenden Hafenort an, und kaum eine andere Stadt an der Ems, das entfernte Münster vielleicht aus-

genommen, hat so sehr unter den Einwirkungen des Krieges gelitten. Die Stadt selbst wurde fast vollständig zerstört; kaum ein historisches Kulturdenkmal wurde erhalten. Aber der Hafen blieb fast unversehrt. Das kam der Bevölkerung natürlich zugute, als das Leben nach dem Kriege begann, langsam wieder in seine normalen Bahnen zu laufen. Aber auch unserem westfälischen Industriegebiet kam es zugute. Während die holländischen Häfen Amsterdam und Rotterdam gewaltige Anstrengungen machten, als Umschlaghäfen für das deutsche Industriezentrum an Rhein und Ruhr sich auszubauen, regte Emden seine Emsigkeit und lief ihnen in starkem Maße den Rang ab. Hier kommen täglich Tausende von Tonnen Erz an, und an den modernen Verladerampen pulsiert ein Leben, aus dem das Industriegebiet im wahrsten Sinne der Bedeutung seine Nahrung zieht. Denn das Erz muß umgeschlagen werden, sei es auf die Lastschiffe, die den Fluß und anschließend die Kanäle befahren, sei es auf die Eisenbahn. Aber der Fluß steht immer im Mittelpunkt des Interesses, er ist der eigentliche Stammvater des Verkehrs und die Seele des Transportes.

Bleiben wir zum Schluß bei seiner Landschaft, dann hat sich eigentlich seit Leer nicht viel geändert. Wenn man über seine Weite, über die Deiche hinwegschaut, dann bietet sich das unübersehbare Bild der norddeutschen Ebene, die wie ein Brett vor dem Betrachter liegt. Nicht reizlos, sondern immer wieder ergreifend für den, der Neuling in diesem Land ist, in dem das Land eigentlich nur wenig, der Himmel aber alles ist.

Sten Woelm

Emden — Außenmole



Das Rätsel

Lösungen
der Rätsel aus der letzten Ausgabe

Verwandlungsrätsel
EISEN — SEHNE — SAHNE — HASEL
— STAHL.

Silbenrätsel

1. Unterleib, 2. Normandie, 3. Fahren-
heit, 4. Arbeiter, 5. Lorelei, 6. Limou-
sine, 7. Verderb, 8. Erkenntnis, 9. Ro-
boter, 10. Hazienda, 11. Universitaet,
12. Euripides, 13. Teltow, 14. Uganda,
15. Nargileh, 16. Gabriel.

„Unfallverhuetung“ — „Betriebsrats-
wahl“.

Magisches Quadrat

1. Talar, 2. Arena, 3. Leros, 4. Anode,
5. Rasen.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Jubilar, 5. Pud, 6. Luv,
8. Nixen, 10. Agram, 12. Tal, 13. Tasse,
14. DAB, 16. Oboe, 18. Auge, 19. Tier,
20. Netz, 21. oede, 23. Kult, 25. Lohn,
27. Lama, 29. ade, 30. Memel, 32. Bau,
33. Eimer, 35. Simon, 37. Mut, 38. rar,
39. Raffael.

Senkrecht: 1. Jux, 2. Udet, 3. Alge,
4. Rur, 5. Pilot, 7. Vaduz, 8. Nab,
9. Narr, 10. Asen, 11. mag, 12. Tom-
bola, 15. Bergbau, 17. Eisen, 18. Atoll,
21. Oheim, 22. Eber, 23. Kies, 24. Ta-
bor, 26. Ode, 28. Man, 30. Meta, 31. Lire,
34. Mur, 36. Mal.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

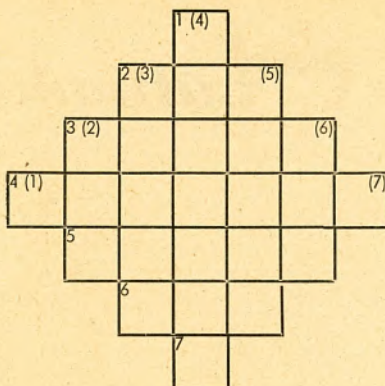
Magisches Quadrat

Die Buchstaben

b — e — e — e — e — e — e —
e — e — i — i — m — m — n — r —
r — r — r — r — s — s — t — t —
t — u

sind so in die Figur einzutragen, daß
waagrecht und senkrecht gleichlau-
tende Wörter folgender Bedeutung
entstehen:

1. Ausdruck beim Schachspiel, 2. erster
deutscher Reichspräsident, 3. Längen-
maß, 4. weibl. Vorname, 5. Lager-
stätte für Vieh.



Magischer Diamant

Die Buchstaben. a — a — d — d — e
— e — e — i — i — l — l — m — m —
— n — n — r — r — s — s — s — s —
— t — t — u — u sind so in die Figur
einzutragen, daß sich, waagrecht
und senkrecht gleichlautend, Nachste-
hendes ergibt: 1. Mitlaut, 2. Tonstufe,
3. Bescheidenheit, Ergebenheit, 4. Leh-
rerbildungsstätte, 5. bekanntes Wasch-
mittel, 6. Bergeinschnitt, 7. Mitlaut.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — acht — ber — duk — dung —
e — fa — fen — ga — ga — ge —
ge — gen — hand — he — heit —
huet — in — ker — koe — len —
mar — ment — mi — mu — ne —
ni — nig — o — ob — of — on —
on — ra — ra — randt — ri — ri
schei — schuet — sik — ster —
stru — ta — te — tha — ti — wart —
wer — west — zehn — zen
sind Wörter der angegebenen Bedeu-
tung zu bilden. Die zweiten und

Silbenkasten

In jedes der 10 Kästchen ist eine Silbe einzusetzen. Es ergeben sich dann Wörter
nachstehender Bedeutung:

- | | |
|-----------------------|--|
| 1. 1 + 2 | = Ruhestätte |
| 2. 1 + 2 + 3 | = ber. schwedische Dichterin (1858—1940) |
| 3. 1 + 5 | = Pfütze |
| 4. 1 + 8 | = Stadt in Lippe |
| 5. 1 + 10 | = Heringssoße |
| 6. 3 + 4 | = Eßgerät |
| 7. 4 + 1 + 5 | = ägyptischer Bauer |
| 8. 4 + 7 + 8 + 9 + 8 | = Gebirgskette im Westen Nordamerikas |
| 9. 4 + 8 | = Radkranz |
| 10. 6 + 7 + 8 + 9 + 8 | = deutsches Mittelgebirge |
| 11. 6 + 8 | = Turnabteilung |
| 12. 7 + 8 | = Schläge, Prügel (mundartlich) |
| 13. 7 + 10 | = niedrige Gegend |
| 14. 8 + 1 + 8 | = Zecherei |
| 15. 8 + 7 + 10 | = unterster Teil eines Schachts |
| 17. 9 + 10 | = norwegischer männl. Vorname |
| 16. 9 + 2 | = Laubbaum |

sechsten Buchstaben, jeweils von oben
nach unten gelesen, ergeben einen
Kernspruch, auf den unsere Zeitschrift
erst jüngst in besonderer Weise hin-
gewiesen hat.

1.
selbst. Kleingewerbetreibender
2.
Werkzeug zum Musizieren
3.
Bester b.Scheiben- od. Vogelschießen
4.
Trennung einer Lebensgemeinschaft
5.
unsere Arbeitsstätte
6.
hoher Staatsbeamter
7.
See und Provinz in Kanada
8.
Geradheit, Freimütigkeit
9.
Brotaufstrich
10.
Zahl
11.
sächs. Stadt i. d. Nähe von Dresden
12.
die Zeit, in der wir leben
13.
Autoschuppen
14.
Volksstamm in Südwestasien und Nordafrika
15.
gerichtliche Leichenöffnung

Der Hüttenkieber

Oft erlebt man, daß die Hütte
wen zur Mitarbeit erkor,
der in der Westfalen Mitte
niemals noch geweilt zuvor.
Bitter sind die ersten Tage,
wenn man in die Fremde fliegt!
Wie man nun — das ist die Frage —
gleich „ein Bein zur Erde kriegt“.
In der Kameraden Runde
erbt der (die) Neue guten Rat,
hört gleich in der ersten Stunde,
was das Werk „zu bieten“ hat.
Und das ist fürwahr nicht wenig!
Wer's zu nutzen klug versteht,
reicher als heut mancher König,
der durch seinen Werktag geht.

Hier zu schaffen — ideall
Denn die Hütte ist sozial.

Lieber Freund (liebe Freundin), du brauchst
[ein Zimmer?

Hütte sagt: „Du kommst mal dran.“
Willst nicht darin frösteln immer?
Hüttenkohlen rollen an.
Nach des Vormittages schufteten
knurrt der Bauch, der Hunger hat...
Gästehaus, Werkschänke duften
lieblich schon; geh, iß dich satt.
Freu' dich: Reichlich ist bemessen
für den Kumpel Fleisch und Wurst!
Und dabei wird nicht vergessen:
Gut gewürzt macht guten Durst!
Weil zu deft'ger Erbsensuppe
du genußvoll einen hebst,
wird, was Ärger schuf, dir schnuppe,
und du gehst, „als obste schwebst“.
Wenn der Nachdurst sich dann schneller,
als du 'n brauchen kannst, stellt ein,
schenkt man dir im „süßen Keller“
Sinalco, Cola, Sprudel ein.
Und hier gibt's noch viele Sachen,
die der Mensch zum Leben braucht:
zum Vernaschen, Kaffeemachen,
auch zum Rauchen, wenn er raucht.
Magst Pralinen du mit Rosen?
Klumpkes? Dextro-Energen?
Arbeitsjacken? Unterhosen?
Willst in Slippers tanzen gehn?

Was nur irgend wünschbar schiene,
kriegt man in der Werkskantine.

Wer beim Abstich, an den Essen
meint, daß er vor Durst vergeh,
kriegt, der Hitze angemessen,
hektoliterweise Tee.
Aber für den Feierabend,
bietet dem, der klug und smart,
Werksweinkeller das, was labend
ihm und stark scheint, „à la carte“...
Bürsten, Schuhe, Körbe, Besen —
Invaliden machen's dir.
Bücherei hat viel zu lesen.
Auch die Wäsche wäscht man dir.
Man benäht dich und beflickt dich,
wie's von Muttern du gewohnt,

wenn du willst, zum Ball man schickt dich
kostümiert als „Mann im Mond“.
Gärtnerei versorgt mit Kränzen
dich, mit Strauß und Gummibaum.
Freu' dich! Schlechthin ohne Grenzen
bleibt des Werks sozialer Raum.
Läßt fürs Heim ein größrer Posten
(Ofen, Herd) dich nachts nicht ruhn:
Hütte streckt dir vor die Kosten,
ohne Zinsen drauf zu tun.
Setzen Krankheit, Kummer, Sorgen
dir und deinen Lieben zu —
zur Werksfürsorge geh morgen,
hol dir Zuspruch, Trost und Ruh.

Wahrhaft väter-, mütterlich
sorgt das Werk für dich und mich.

Demnach wären wir denn Brüder
oder Schwestern, allzumal.
Eines großen Werkes Glieder,
das sind wir auf jeden Fall.
Unsre eignen Oberhäupter
(lies Betriebsrat) wähl'n wir neu.
Jeder kreuzt den an, der (gläubt er)
aufrecht, wahrhaft sei und treu.
Solche Wahl ist ein Erlebnis,
denn es kommt auf jeden an,
und es warten aufs Ergebnis
alle Mann mit Spannung dann!
Eh dein Zettel in die Kiste
fällt, bedenke Recht und Pflicht:
Nur auf unsrer Einheitsliste
hat dein Kreuz sein voll Gewicht!

Keiner kann uns widerstehn,
wenn wir einig vorwärtsgehn!

Laßt uns miteinander streben,
daß das Werk wach's und gedeih'!
Neuen Aufstieg muß es geben!
Es gelang schon mancherlei.
Wenn durch dich modernisiert wird,
was zu teuer, alt und morsch,
freust du dich, wenn's honoriert wird.
Drum erfinde, lieber Schorsch!
Denkst du mit tiefsinn'ger Miene
forschend nach dem Arbeitsgang,
plötzlich siehst du: die Maschine
läuft zu schnell, zu kurz, zu lang.
Dich packt das Erfinderfieber,
und du rechnest rationell...
Finde nur den Dreh, mein Lieber,
wirst berühmt und reich dann schnell!
Mancher Vorschlag ward genommen
(was auch deinem blühen könnt'!)
Sein Erfinder ist gekommen
zu Ehr', Geld und zum Patent.
Deine Spur wird nicht vergehen
hier in diesem Erdensand,
kannst, was keiner sieht, du sehen,
findest du, was keiner fand...
Es kommt zugute Frau und Kindern,
zählst auch du zu den Erfindern!

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. — Adschüß, ihr Leut'.

ICH GEH MALE BEN
IN DEN KELLER, HAB
VERGESSEN EINEN
SCHIEBER ZUZUDREHEN



LAPPE'S

AUS'M MARTINWERK

BLEIB
OBEN
ES IST ZU
GEFÄHRICH

ACHTUNG!
GASGEFAHR
KELLERRÄUME
NIEMALS ALLEINE
BETRETEN



MIT VIEL VORSICHT UND BEDACHT
MAN SICH GAS ZUM FREUNDE MACHT
DRUM WANDELST GERN DU HIER AUF ERDEN
LASS ES DIR NICHT ZUM FEINDE WERDEN



IN GASBETRIEBEN GEBETACHT
HAT'S MANCHEM SCHON DEN TOD GEBRACHT
AUCH LAPPE'S SAH SCHON GRÜN UND ROT
ENTGING FREUND HEIN MIT KNAPPER NOT

MIR PLATZT
DIE BIRNE



H. Karisch



trotz allem....
nicht zufrieden!